Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 316

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was bringt die künftige Public Library für Stadt und Kanton St.Gallen? Das Interview mit der abtretenden Kantonsbibliothekarin Sonia Abun-Nasr. Von Eva Bachmann 44

Spiritual Punk Lady im Anmarsch: Die New Yorker Dichterin und Reisende Louise Landes Levi beehrt den Kultbau St.Gallen. Von Tamea Wissmann 47

Soundtracks vom Polentone d'Oro: Carlo Lorenzi, Drummer mit Leib und Seele, erhält den Rheintaler Kulturpreis «Goldiga Törgga». Von Roman Hertler 48

Mit träfer Kamera: Der Fotograf Mäddel Fuchs erhält den Ausserrhoder Kulturpreis. Sein jüngstes Buch versammelt Trouvaillen aus 40 Jahren. Von Peter Surber 50

Hochkarätiges, ebenbürtig: Im Kunstmuseum Appenzell ist die Sammlung der St.Galler Galeristin Wilma Lock zu sehen. Von Kristin Schmidt 53

Philipp Bürkler verwandelt eine ehemalige Metzgerei in St.Fiden zur U-Bahn-Station und zum Transit-Ort für kluge Köpfe und Ideen. Von Corinne Riedener 54

Zwei Sommer nach der Veröffentlichung ist das dritte Album von Jeans for Jesus endlich live, im St.Galler Palace, zu erleben. Von Bettina Dyttrich 55

Velvetischer Westen: Die drei St.Gallerinnen von Velvet Two Stripes legen ihr drittes Studioalbum vor – das bisher beste. Von Claire Plassard 56

Eine Emo-Show, die Laune macht: Alexander Frei alias Crimer zeigt seine Fake Nails. Tanzbar wie gewohnt, aber auch mit düsteren Tönen. Von Corinne Riedener 57

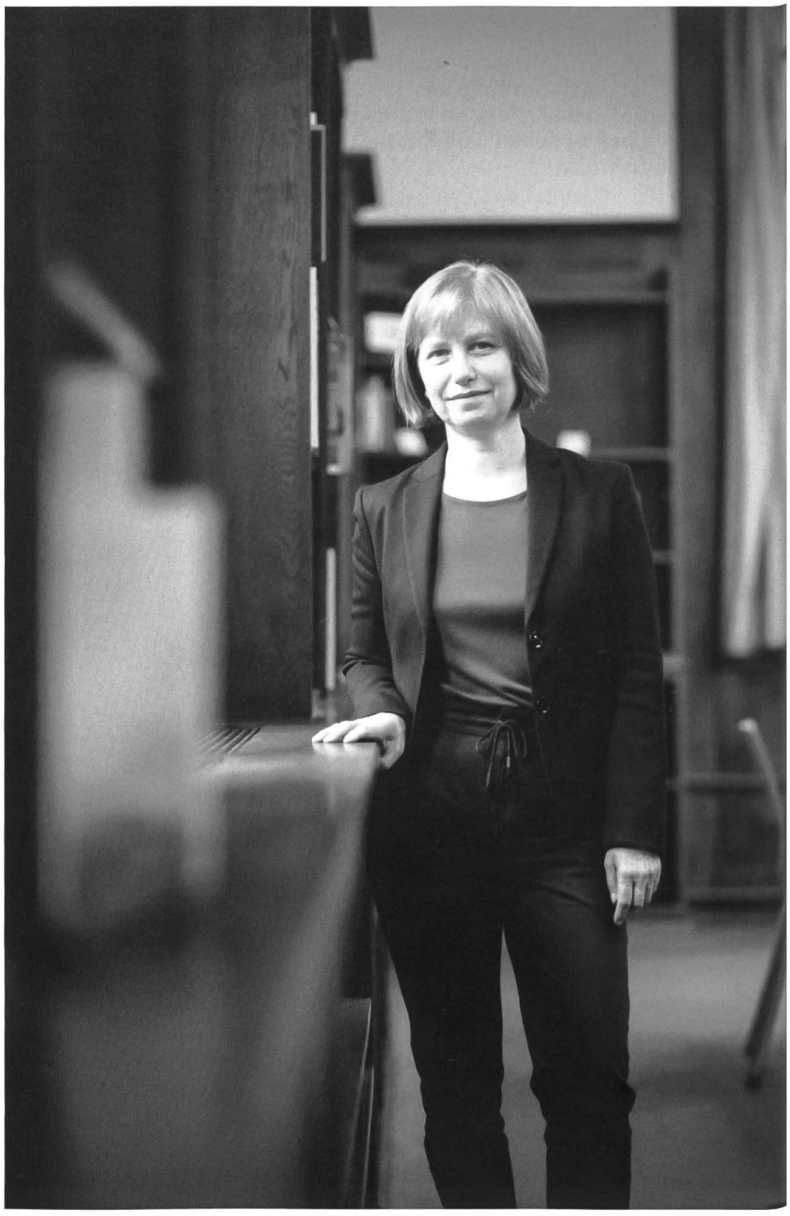
Bodensee-Verflechtungen: Ein länderübergreifendes Team hat die Ausstellung «Mittelalter am Bodensee» geschaffen. Start ist im HVM. Von Roman Hertler 58

Der Mann, der als «Sprayer von Zürich» den bünzligtränigen späten Siebzigerjahren den Meister zeigte: Harald Naegeli im Kino. Von Corinne Riedener 59

Neues von Bill, Kindheit zum Würgen, Dschihad der Liebe, Pantalla Latina, Riklins Freddie und November-Lyrik im Kulturparcours. 60

«Wir sind keine beliebige Kulturinstitution»

St.Gallen soll an Stelle des Provisoriums in der Hauptpost eine neue Bibliothek am Marktplatz bekommen. Was bringt die neue Public Library? Und warum braucht das Buch trotz Digitalisierung einen öffentlichen Ort? Fragen an Sonia Abun-Nasr, die abtretende Leiterin der Kantonsbibliothek. Interview: Eva Bachmann, Bild: Tine Edel



Saiten: Sie haben die Kantonsbibliothek Vadiana seit 2013 geleitet, treten jetzt auf Ende Oktober zurück. Unter welchem Motto stand Ihre Amtszeit?

Sonia Abun-Nasr: Öffnung und Modernisierung.

Dazu gehörte die Eröffnung der Bibliothek Hauptpost 2015. Inwiefern bedeutete dies einen Kulturwandel für die Vadiana?

Die Kantonsbibliothek hatte mit der Hauptpost erstmals einen Freihandbestand, und zwar im Zentrum der Stadt. Damit ist eine neue Offenheit und eine neue Zugänglichkeit entstanden. Das war eine wichtige Grundlage. Dazu kommt, dass dieser Standort sich auch permanent wandelt. Wir haben gelernt, ständig darauf zu achten, wie sich Nutzerinnen und Nutzer in der Bibliothek bewegen und wie wir unsere Bestände publikumsfreundlicher aufstellen können. Jüngst haben wir zum Beispiel die Infotheke ganz nach vorne geholt und hinten eine Lounge eingerichtet.

Nicht einleuchtend ist nach wie vor, dass zum Beispiel die Belletristik separat aufgestellt ist: Stadtbibliothek in der Südhalle, Kantonsbibliothek in der Nordhalle. Warum diese Trennung?

Wir haben im Hintergrund zwei verschiedene betriebliche Strukturen. Das finden wir auch nicht ideal. Im Moment müssen wir damit umgehen und uns sehr genau abstimmen. Dass wir diese Trennung von Räumen und Beständen aufheben möchten, ist eines der Hauptargumente für die Fusion zur künftigen Bibliothek.

Die Bibliothek Hauptpost ist akzeptiert und beliebt. Warum braucht es trotzdem den Neubau am Marktplatz?

Es freut mich natürlich, dass das Provisorium in der Hauptpost so gut ankommt. Es gibt aber zwei Schwierigkeiten: Wir können die ruhigere Arbeitszone in der Nordhalle nicht gut von der Aufenthalts- und Begegnungszone in der Südhalle trennen. Und wir haben keine Veranstaltungsräume. Zu einer lebendigen Bibliothek, wie wir uns sie vorstellen, gehören noch ganz viele andere Angebote, die in der Hauptpost keinen Platz haben: Lesungen, Ausstellungen, Buchvernissagen, Schulungen, Zusammenarbeit mit Vereinen etc. Am Marktplatz ist eine ganz grosse Offenheit geplant. Der Neubau bedeutet mehr Platz für Bücher, aber auch eine grössere Vielfalt an Räumen für unterschiedliche Nutzergruppen. Die Kinder- und Jugendbibliothek und die Spezialbestände der Kantonsbibliothek sollen künftig alle an einem Ort untergebracht werden. Das ist für die Besucherinnen und Besucher, gerade für Familien, viel praktischer als jetzt und wird zu betrieblichen Synergien führen.

Das Projekt, das den Architekturwettbewerb gewonnen hat, ist deutlich grösser als das heutige Provisorium und wirkt von aussen auch mächtig. Das weckt Kritik.

Das Raumprogramm wurde so ausgearbeitet, dass wir unsere Leistungsaufträge erfüllen können. Die Kantonsbibliothek hat einen Bildungsauftrag und sammelt st.gallische Publikationen – sogenannte Sangallensien – und st.gallisches Kulturgut. Die Stadtbibliothek stellt die Grundversorgung der breiten Bevölkerung mit Medien sicher. Dieses umfassende Medienangebot wird neu mit Vermittlungsangeboten ergänzt. Wenn man diese Art von Bibliothek, also eine Public Library möchte, dann braucht es unser Raumprogramm.

Die im Moment verstreuten Magazine der Kantonsbibliothek sollen am Marktplatz zusammengeführt werden. Ist es sinnvoll, diesen zentralen Ort zum Aufbewahren zu nutzen?

Das Freihandmagazin und das geschlossene Magazin

werden unterirdisch sein, davon wird man im Stadtbild nichts wahrnehmen. Im Gebäude über Boden planen wir im Moment 200'000 Medien, doppelt so viele wie in der Hauptpost. Das ist an sich nicht besonders viel, da im Gegensatz zu jetzt die Medien der Kinder- und Jugendbibliothek integriert sein werden.

Und das Magazin ist auch in Zukunft gross genug, um die wachsenden Bestände aufzunehmen?

Ja, wir haben das auf 50 Jahre berechnet, beim jetzigen Stand des Tempos, mit dem das Magazin wächst. Aber wir gehen davon aus, dass dieses Tempo abnehmen wird, weil wir zunehmend digitale Medien haben.

In der Jury des Architekturwettbewerbs sassen Architektinnen, Stadtplaner und Politikerinnen – die Bibliotheks-Fachleute durften nicht abstimmen. Ist das Haus primär architektonisch interessant oder auch wirklich geeignet für eine Bibliothek?

Mir gefällt dieses Haus und die Bibliotheksfachleute waren intensiv an den Jury-Diskussionen beteiligt. Zuerst ging es um das Äussere des Gebäudes. Aber jetzt beginnt ein Prozess zur inneren Bearbeitung. Alle unsere Wünsche wurden festgehalten und die Arbeitsgruppe hat ihre Arbeit bereits aufgenommen. Bei der Detailarbeit haben wir eine gewichtige Stimme.

Ein hohes, offenes Foyer mit eingehängten Lesegalerien bringt Architekturfreaks ins Schwärmen. Aber für konzentriertes Lesen ist das ein Alptraum.

Konkret ist schon vorgesehen, dass die Galerien akustisch abgetrennt werden. Und generell ist klar, dass wir Bibliotheken diesen Prozess der Bearbeitung eng begleiten werden. Das ist essenziell, damit diese Public Library für alle Bevölkerungsgruppen funktioniert. Für den Neubau haben wir differenzierte Akustikpegel eingetragen: drei Kategorien von ruhig bis lebhaft, damit wir Wissenschaftlerinnen und Studierenden ebenso gerecht werden wie Kindern und Jugendlichen.

Zu den Strukturen im Hintergrund: Werden Stadt- und Kantonsbibliothek mit der Public Library noch enger zusammenrücken?

Ein Kernaspekt des Projekts Neue Bibliothek ist die komplette betriebliche Fusion. Die Kantonsbibliothek wird aus der Kantonsverwaltung ausgegliedert, die Stadtbibliothek aus der Stadtverwaltung. Die neue Organisationsform wird wahrscheinlich eine selbständige öffentlich-rechtliche Anstalt. Und dann hätten wir keine Doppelspurigkeit mehr, keine getrennten Einkäufe mehr, keine unterschiedlichen Bearbeitungsvorgänge, sondern es wäre alles zusammengeführt in einer Hand. In der Öffentlichkeit wird jetzt sehr viel über das Gebäude gesprochen. Aber die Fusion muss zuerst stattfinden, damit wir als kohärente Einheit in das neue Gebäude umziehen können. Diese Fusion wird übrigens auch Teil der Abstimmungsvorlagen sein.

Kommt die Frauenbibliothek Wyborada auch in die neue Bibliothek?

Wir haben mit der Wyborada eine Absichtserklärung, dass ihr Bestand übernommen, aber die Details später geklärt werden sollen. Dies ist von beiden Seiten her nach wie vor gültig.

Der Blumenmarkt hat sich in den letzten Jahren durch die Gastrobetriebe zu einem belebten Ort entwickelt. Ist in Zukunft um 19 Uhr wieder Lichterlöschen?

Veranstaltungen soll es auch abends geben, und das Bibliothekscafé soll wenn möglich auch nach 19 Uhr noch in Betrieb sein. Das Raumprogramm muss gewährleisten, dass diese Angebote unabhängig von der Bibliothek funktionieren. Auch für die Bibliothek soll es Abend- und Sonntagsöffnungszeiten geben, das ist inzwischen an vielen Orten üblich.
Insgesamt rechnen wir damit, dass die Bibliothek dazu beitragen wird, dass dieser Platz lebendiger ist als jetzt.

Der Bau allein wird im Moment auf 137 Millionen geschätzt. Das ist viel. Kommen mit längeren Öffnungszeiten und mehr Veranstaltungen auch höhere Betriebskosten auf uns zu?

Wir gehen davon aus, dass bestimmte Aufgaben wegfallen und neue entstehen. Einsparungen ergeben sich aus der Fusion und auch aus Veränderungen in der Bibliothekswelt, die beispielsweise dazu führen, dass wir zum Katalogisieren immer weniger Zeit einsetzen müssen. Im Gegenzug werden wir mehr aufwenden für Vermittlung und Medienpädagogik. Wir möchten sowohl das Personal als auch die Mittel allmählich hin zu Zukunftsaufgaben verschieben.

Dem Aufbauprojekt steht ein Abbau gegenüber: Die grossen Pläne für das Zentrum für das Buch (ZeBu) haben sich zerschlagen. Die Universität hat ihren Studiengang wieder eingestellt, bei Ihnen arbeitet noch eine einzige Person für das ZeBu. Ein Wermutstropfen?

Nein, das ZeBu hat zwar nicht mehr das Format, das einmal geplant war, aber es ist eine sehr schöne Sache. Ich begreife es als ein besonderes Fachreferat mit einer Fachbibliothek und spezifischen Sammlungen. Um das lebendig zu erhalten, beziehen wir das ZeBu stärker auf den Kernauftrag der Bibliothek. Das heisst, wir achten bei den Beständen auf einen Bezug zum Kanton und stehen da auch im engen Austausch mit Typographen und Buchgestalterinnen im Umfeld. Ich denke da etwa an die Ausstellung «Tschichold in St.Gallen» in Zusammenarbeit mit Jost Hochuli, an den Bestand aus der Büchergilde Gutenberg, den wir von Hans-Peter Kaeser erhalten haben, oder auch an die Ausstellung der schönsten Bücher aus der Schweiz, Deutschland und Österreich.

In Ihre Amtszeit fällt auch die Verabschiedung der Bibliotheksstrategie für den ganzen Kanton. Wie unterstützt die Kantonsbibliothek die Bibliotheken in den Gemeinden in ihrer Entwicklung?

Wir haben im Amt für Kultur in Workshops die Bedürfnisse der Bibliotheken aufgenommen und auf dieser Basis eine Strategie entwickelt. Ein Element ist die Förderung von Projekten, die von Bibliotheken eingegeben werden, durch die kantonale Bibliothekskommission. Ein Beispiel dafür ist der Igel «Bigli», den die Bibliothek St.Margrethen als Maskottchen zur Leseförderung für die Jüngsten eingesetzt hat. Das ist ein kleines Projekt, aber es hat mich sehr berührt zu sehen, welche Bedeutung dieser Igel für die Kinder und ihre Identifikation mit der Bibliothek hat. Zur Bibliotheksstrategie gehört auch ein ganz grosses Projekt, der

Regioverbund. Das wird ein Zusammenschluss von zwei bisher getrennten Bibliotheksverbünden sein, und neu geht das Angebot über Datenbank und Katalog hinaus. Bibliotheken können dann modular eine weitergehende Unterstützung bei bibliothekarischen Arbeiten beziehen, an einem kantonalen Kurierdienst teilnehmen und von einer Vielfalt von E-Medien profitieren. Damit würden sich die Dienstleistungen der künftigen Bibliothek vermehrt auf die entfernteren Regionen ausdehnen.

Zum Amtsantritt haben Sie sich damals vermehrte Öffentlichkeitsarbeit mit Ausstellungen und Veranstaltungen vorgenommen. Ist das gelungen?

Ich denke, mit den Ressourcen, die wir jetzt haben, ist es gelungen. Und in der neuen Bibliothek wird es noch einmal eine ganz neue Dimension haben können. Mit der aktuellen Ausstellung «Viadana», in der sich Andreas Frick aus künstlerischer Perspektive mit der Bibliothek als Gedächtnisinstitution auseinandersetzt, gehen wir schon in einen recht freien Bereich. Öffentlichkeitsarbeit und Vermittlung sind wichtig. Es ist wichtig, dass wir als Bibliothek auch in Zukunft erkennbar bleiben. Wir brauchen zuerst einmal ein grosses, hybrides Medienangebot. Und das Rahmenprogramm soll einen Bezug dazu haben, wir sind keine beliebige Kulturinstitution.
Das Thema «Öffnung» hat meine Arbeit durchzogen. Mit der Bibliothek Hauptpost haben wir das Haus an sich geöffnet. Aber es gibt auch Öffnungen, die vielleicht nicht so offensichtlich sind, wie zum Beispiel das grosse E-Medien-Angebot der Kantonsbibliothek.

Öffentlichkeitsarbeit wäre ja auch möglich mit dem Verein Buchstadt, den Sie seit 2017 präsidieren. Seine Tätigkeit ist in jüngerer Zeit etwas eingeschlafen. Warum?

Weil wir in der Pandemie unsere Veranstaltungen nicht durchführen konnten. Wir haben 2018 und 2019 erfolgreich eine Plattform zum Welttag des Buches lanciert. 2020 sollte es noch ein viel grösseres Programm geben – das ist ins Wasser gefallen. Bei der «Buchstadt» habe ich das Präsidium übernommen, als die ganz grossen Pläne verflogen und der Beitrag der Standortförderung verbraucht war. Der Verein lebt von den Beiträgen und Aktivitäten der Mitglieder. Wir diskutieren zurzeit im Vorstand, was mit dem Verein werden soll.

Ist St.Gallen eine Buchstadt?

Diese Frage habe ich erwartet! Ich sehe, dass es in St.Gallen viele kulturell engagierte Menschen gibt und viele am Buch und am Lesen und an der Literatur interessiert sind. Das freut mich, und dieses interessierte Umfeld ist das, was schön war an der Zeit hier. Ausserdem gibt es die wundervolle Stiftsbibliothek, aber eine Buchstadt kann nicht nur auf Vergangenheit beruhen, sondern müsste gezielt etwas aufbauen für die Zukunft. Ein Element kann die künftige Bibliothek auf dem Marktplatz sein. Eine lebendige Buchszene ist schliesslich wichtiger als ein Label.

Was ist zu tun? Was muss Ihre Nachfolgerin oder Ihr Nachfolger anpacken?

Es sind schon einige Weichen gestellt: Da ist zunächst einmal die Planung der künftigen Bibliothek am Marktplatz. Die Identifikation mit diesem Projekt ist eine notwendige Voraussetzung, um diese Stelle anzunehmen. Und dann gibt es einen Bereich, über den wir bis jetzt nur wenig gesprochen haben: In der Bibliothekswelt findet eine ganz grosse Transformation statt. Wir haben den Kernauftrag, Sangallensien zu sammeln. Und nun geht es darum, dieses Kulturgut mit digitalen Mitteln der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir definieren zurzeit Leitlinien, was der Sammelauftrag für digitale Medien bedeutet. Und wir haben begonnen, Medien zu digitalisieren, um zum Beispiel das ganze «St.Galler Tagblatt» auf einer Plattform der ETH zur Verfügung zu stellen. Wenn solche Projekte gelingen, hat die Digitalisierung einen guten Zweck, nämlich das, was der Identifikation mit diesem Kanton dient, wirklich breit zugänglich zu machen.
Da könnte man dann sogar noch weiter gehen und über ein Kulturgüterportal nachdenken.

Digital publiziert wird sehr viel. Wie wird ausgewählt, was relevant ist?

Das ist genau das Thema. Es gibt zunächst urheberrechtliche und technische Fragen, die man klären muss. Wir digitalisieren die physische «Tagblatt»-Ausgabe, aber die Archivierung von Online-Ausgaben ist weltweit bisher nicht geklärt. Und dann muss man Kriterien definieren: Was gehört zu den digitalen Sangallensien? Webseiten werden von der Nationalbibliothek archiviert, bei uns geht es um Publikationen in anderen Formaten, zum Beispiel als PDF. Amtsdruckschriften werden allerdings vom Staatsarchiv gesammelt, also stellt sich die Frage, für welche anderen digitalen Publikationen wir zuständig sein sollen. Es ist ein grosses und aufwendiges Feld. Und es zeigt, dass mit der Digitalisierung nicht nur Probleme gelöst werden, sondern auch viele neue Fragen entstehen.

Sie leiten neu die Universitätsbibliothek Bern. Was bietet Bern mehr als St.Gallen?

Bern bietet anderes. Ich hatte in meiner Berufslaufbahn die Möglichkeit, ganz verschiedene Bibliothekstypen kennenzulernen. Ich habe angefangen in einer kleinen privaten wissenschaftlichen Bibliothek in Basel, dann habe ich hier die Kantonsbibliothek geleitet. Durch die Hauptpost habe ich sehr viel mitbekommen über die Anliegen und Erfordernisse der Stadtbibliothek, durch die Arbeit in der Bibliothekskommission habe ich viel gelernt über Gemeindebibliotheken.
Ich liebe diese Vielfalt und mich reizt es, jetzt noch einmal eine ganz andere Bibliothek kennenzulernen.
Die Universitätsbibliotheken sind in den digitalen Technologien schon weiter. Und es wird auch persönlich eine ganz spannende Aufgabe sein, diese riesige Bibliothek zu führen. Ich war hier sehr, sehr glücklich, aber ich bin ein Mensch, der ab und zu gern etwas Neues tut.

Abseits aller Konventionen

Spiritual Punk Lady im Anmarsch: Die New Yorker Dichterin und Reisende Louise Landes Levi beehrt den Kultbau St.Gallen. Von Tamea Wissmann

The goddess
Loves
To
Be
Fucked
(in the Ass).

Das Gedicht ist hiermit noch nicht zu Ende, aber diese Zeilen aus *The Goddess* waren das Allererste, was ich von Louise Landes Levi las. Auf der Kehrseite des Blattes der «Cold Turkey Press», wo das Gedicht erschien, zeigt eine Illustration eine auf allen Vieren kniende Frau, aus deren Hinterteil in hohem Bogen eine goldene Flüssigkeit spritzt. Die Zeichnung stammt von Makoto Kawabata, einem japanischen Gitarristen, mit dem Landes Levi auch persönlich bekannt ist.

Einige Monate sind seither vergangen, und ich erinnere mich an meine Empörung über die harte Wortwahl, meine Verwirrung ob dieser radikalen Zusammenführung von zwei – wie mir schien – fundamentalen Gegensätzen. Aber ich war auch fasziniert: Welchem Kopf entspringt diese Idee, die Hierarchien einfach so in einen Topf zu schmeissen, einmal kräftig umzurühren und das Gemisch dann als Gedicht auf Papier zu bringen?

Fotos von Louise Landes Levi, kurz: LLL, zeigen ein charaktervolles Gesicht mit einer starken Nase, vollen Lippen und krausem, dunklem Haar. Ob sie sich im Gedicht wohl selbst den Status einer Göttin zuschreibt? Oder nahm sie sich eine traditionelle Gottheit zum Vorbild?

Was Spiritualität anbelangt, ist diese Künstlerin jedenfalls verblüffend vielseitig. Aus LLLs unveröffentlichter *Spiritual Autobiography* lassen sich einige wichtige Eckpunkte ihres Lebens ziehen: 1944 wurde sie als Kind jüdischer Eltern in New York geboren und verbrachte dort eine Kindheit, die geprägt war von einer überforderten Mutter, die mit ihren eigenen Traumata zu kämpfen hatte, und immer wiederkehrender Krankheit, welche es «little Louise», wie LLL ihr kleinkindliches Ich in der Autobiografie zärtlich nennt, unmöglich machte, etwas anderes als Bananen zu sich zu nehmen. Dies verhalf dem Kind zum Namen Banana Baby – was LLL später wieder aufgreifen und zum Titel eines Gedichtbandes machen sollte.

Schon früh entdeckte Louise das Lesen und die Musik für sich – wie auch das Reisen. Ende der 1960er-Jahre reiste die Dichterin auf eigene Faust von Paris über Afghanistan bis nach Indien, wo sie Sarangi studierte und sowohl zum Buddhismus als auch zum Hinduismus fand. Eine Sarangi ist ein nordindisches und pakistanisches Streichinstrument, dessen Name seinen Ursprung in der persischen Sprache findet, wo es «hundertfarbig» bedeutet, dies in Anlehnung an den Klang des Instruments.

In Indien lernte Louise ausserdem Sanskrit und übersetzte Liebesgedichte von Mirabai, der indischen Dichterin und Mystikerin des 16. Jahrhunderts, ins Englische. Welch hohen Stellenwert die Spiritualität in LLLs Leben einnimmt, zeigt sich eindrücklich in einer Erzählung mit dem Titel *Money*: Hier beschreibt die Dichterin, wie sie im Lauf ihres Lebens mehrmals durch das Anrufen hinduistischer

Louise Landes Levi (Bild: Ira Cohen)

Gurus auf Geld stiess. Und zwar jeweils exakt so viel, wie sie gerade benötigte (beispielsweise, um eine überfällige Stromrechnung zu begleichen). Im Falle der Stromrechnung fand Louise das Geld auf einer Strasse in London.

Zeitweise lebte LLL auch in Europa. 1974, während eines Aufenthalts in Amsterdam, traf sie erstmals auf den Dichterfotografen Ira Cohen, auch er ein hochspiritueller Künstler. Die beiden verband bis zu seinem Tod eine tiefgreifende Beziehung künstlerischer und auch persönlicher Natur – jedoch nie als Liebespaar. In *Zur Erinnerung an Ira Cohen* schreibt LLL: «Ira, der Rivale meiner Geliebten, aber nie mein Geliebter – *es wäre Inzest, stimmten wir beide überein.*»

Auch Ira Cohen hat jüdische Wurzeln und aus ihrer beider Nachnamen (Levi und Cohen) ergibt sich eine schicksalshafte Verbindung, nämlich die, dass in der jüdischen Tradition verschiedenen Stämmen unterschiedliche Aufgaben zukommen: Der Name Cohen wird abgeleitet vom Stamm der «Kohanim», dessen Angehörige den Dienst am Altar verrichten. Und die Levis gehören traditionell dem Stamm der Leviten an. Sie sind reisende Gelehrte. Landes Levi, die Reisende, schreibt an den bereits verstorbenen Cohen: «Warst nicht du es, der ein Licht war wie ein Schamane?»

Louise Landes Levi ist eine Reisende geblieben – bis heute. Jetzt, im Oktober, weilt sie in Kyoto in Japan, wird von da aus aber bald in Richtung Europa aufbrechen und am 23. November im Kultbau in St.Gallen eine Lesung geben, gemeinsam mit den beiden Musikern Christian Berger (Gitarre, Oud) und Dominic Doppler (Perkussion) performen. Die Moderation übernimmt Florian Vetsch.

Eine Lesung von einer erstaunlichen und rätselhaften Künstlerin für ein Publikum, das wissen will, welchem Kopf ein solches Schreiben, ein Schreiben abseits aller Konventionen entspringen mag … Und auch für alle anderen.

kultbau.org

Louise Landes Levi – The Goddess: 23. November, 20 Uhr, Kultbau St.Gallen

Soundtracks vom Polentone d'Oro

Carlo Lorenzi ist Drummer mit Leib und Seele. Improvisation – egal ob im Jazz oder in der Elektronik – ist ein entscheidendes Element in seinem Spiel. Für sein Schaffen, das weit über die Rheintaler Musikszene hinaus inspiriert, erhält er jetzt den Kulturpreis «Goldiga Törgga». Von Roman Hertler

Carlo Lorenzi bespielt mit seinem Schlagzeug die Diepoldsauer Zentrumsbaustelle. (Bild: Thomas Oesch)

Treffen im Kafi K in Diepoldsau. Wir setzen uns mit Blick auf die künftige Piazza vors Café. Neben Espresso und Wasser liegt ein Päcklein Camel Filters Soft parat, das während des Gesprächs immer leerer wird. In Carlo Lorenzis Wohngemeinde herrscht Bauboom: Zentrumsgestaltung. Ein gefundenes Fressen für den Musiker, der sein Schlagzeug an allen möglichen und unmöglichen Orten aufstellt. In der Lockdown-Dürre waren das etwa eine geschlossene Zollstation, ein Fussballtor, eine Bäckerei, eine Schule.

Jeweils am ersten Mittwoch des Monats bespielt er mit wechselndem Gast die verschiedenen Baugruben im Dorfzentrum. Der Baggerführer und der Bauleiter sind nette Kerle, die die gewünschten Stellen vor den Konzerten bereitwillig mitgestalten. Die Gemeinde unterstützt das Projekt namens «Zentaurum Drum». «Bald wird auch die Tiefgarage dort hinten vergrössert. Dort gibt es eine viel tiefere Grube.» Die Augen des 58-Jährigen leuchten spitzbübisch.

Diepoldsau als Heimat- wie Durchfahrtsort. Hier verlassen sonnenhungrige Urlauber:innen aus dem Norden die deutschen und österreichischen Autobahnen, um über die A13 in den Süden zu gelangen. Auch Lorenzi fährt die Strecke oft, entweder um seine Mutter zu besuchen, die nach der Pensionierung mit dem Vater ins Friaul zurückgekehrt ist, oder um Ferien im apulischen Süden zu machen.

Ein Ton reicht

Der Vater kam Anfang der 1960er-Jahre ins Rheintal, war als Polsterer und Tapezierer ein gefragter Mann. Wenig später holte er seine Frau mit der Vespa zu sich. Carlo Lorenzi und die beiden jüngeren Brüder kamen in der Schweiz zur Welt. Sie wuchsen in einer multikulturellen Siedlung in Rebstein auf. Der türkische Pop aus dem Langwellenempfänger der Halmaspieler vor dem Haus ist eine frühe musikalische Erinnerung. Mit italienischen, spanischen, türkischen und griechischen Kindern wurde getschuttet. Lorenzi vergleicht Fussball mit Musik. «Wenn du den Ball hast, darfst du nicht lange rumtändeln, sondern musst entschlossen abziehen, sonst gibts kein Goal.»

Lorenzi wäre gern Fussballer geworden. In der fünften oder sechsten Klasse nahmen ihn seine Freunde mit ins Training. Weil die Mannschaft am Wochenende zuvor nach Ansicht des Trainers versagt hatte, liess er sie mehrere Kilometer durchs Ried laufen. Kein einziger Ball wurde gekickt. Es war Lorenzis erstes und letztes Training. Die Liebe zum Sport ist geblieben. «Da ist nur ein Ball, ganz simpel. Und dann muss das Team damit aus der Situation heraus etwas anfangen, blitzschnell reagieren, improvisieren. Mit den Tönen ist es genau gleich: Man kanns vergeigen, oder aber auch ein unvergessliches Juwel von einem Match abliefern.»

Lorenzi bezeichnet sich als Geräuschfetischisten. Mit dem Löffel kratzt er leicht übers Untertässchen. «Hörst du? Das ist ein Ton.» Früher in der Messe habe er jeweils Gänsehaut gehabt, wenn er sich nach empfangener Kommunion zurück an seinem Platz niederkniete, die Augen schloss und das Klacken der Absätze, das Rascheln der Sonntagshosen und der Sonntagsröcke in sich aufsog.

Musik ist für Lorenzi weniger geistige Anstrengung, sondern ein leibliches, körperliches Erlebnis. Egal ob virtuose Jazzrhythmen oder monotone Elektrobeats: Ziel ist immer dieser selbstvergessene Zustand des tranceartigen Spielens direkt aus dem Herzen. Seine Zahlen- und Buchstabenspielereien, mit denen er gerne komponiert, bilden dabei nur den Minimalrahmen als Ausgangspunkt fürs freie Spiel.

Von Brubeck bis Beatles

Musik war in Lorenzis Familienalltag allgegenwärtig. Der Vater spielte in einer Unterhaltungsband italienische Gassenhauer, die heute in Lorenzis Italo-Jazz-Projekt The Mozzarellas wieder anklingen: der Soundtrack italienischer Krimis und Komödien der 60er und 70er. Geprobt wurde in der heimischen Stube. Kurz versuchte Klein-Carlo sich an Vaters Gitarre, doch die dünnen Stahlsaiten schnitten ihm in die Finger. Eigentlich war klar, dass es das Schlagzeug sein sollte.

Er war zehn, als ihn Wisi, der Drummer seines Vaters, an einem Sonntag in einem Dancing in Buchs erstmals

an die richtigen Kessel setzte. Die Band packte das Equipment vom Vorabend zusammen, und Carlo begann einen Beat zu spielen. «Es kam einfach aus mir heraus, ich hatte es irgendwie in mir», sagt er. Sonntags, wenn der Vater schlief, räumte er heimlich das Schlagzeug aus dem Transporter und spielte für sich in der Waschküche. Der Vater billigte es stillschweigend.

Lorenzi spielte alles, was er von den Platten seines Vaters und seines Onkels oder am Radio hörte und mochte: «Shadows, Zeppelin, Santana, später natürlich auch punky and funky stuff.» War ein Beat zu kompliziert, rannte er wieder und wieder von der Waschküche ins Wohnzimmer zum Plattenspieler hoch, um sich die Stolperstelle einzuprägen. Als besondere Knacknuss erwies sich der Fünfvierteltakt in Dave Brubecks *Take Five*, diesem Evergreen, der Lorenzi die Welt des Jazz eröffnete. Gegen Ende der Primarschule begann er mit ein paar Gleichaltrigen zu musizieren. Ihr erster Song war *Yellow Submarine.* Den Bläserpart nach der Zeile «and the band begins to play» sangen sie jeweils nach.

Die Kanti in Heerbrugg schmiss er nach zwei Jahren hin. Die Zeit als KV-Lehrling empfand er als Befreiung. Arbeiten bis fünf, danach Musik. Mit Kantifreund Remo Michel pflegte er weiterhin das aufmerksame Musikhören. Freunde ausserhalb Rebsteins führten ihn in seine erste richtige Band. Copter spielten Mundartrock und füllten damit Anfang der 80er die Turnhallen zwischen Rorschach und Sargans.

Ambient-Pioniere

Ein anderer Freund, Bassist Walter Weber, fragte ihn, ob er auch mal mit nach St.Gallen zum Workshop von Albert Landolt an der Jazzschule komme. «Klar komme ich», sagte er und blieb. Heinz Lieb wurde zu seinem ersten offiziellen Drumlehrer. Der New Yorker Art Lande, der damals ein paar Jahre in St.Gallen unterrichtete, war ein wichtiger Förderer und Mentor. Das Jazzhuus Lustenau, wo sich Erfahrene und junge Kräfte trafen, austauschten und miteinander jammten, wurde für Lorenzi zu einer Art Stammlokal. «Überhaupt läuft im Vorarlberg kulturell enorm viel, früher wie heute.»

Auf einer Reise nach Südfrankreich kam Lorenzi an einem offenen Keller vorbei. Dort sassen zwei belgische Brüder an Casio-Keyboards und legten eine Session hin, die Lorenzi nachhaltig beeindruckte. Die Liebe zu Kraftwerk war entfacht. 1992 flog er zum ersten Mal nach New York. Danach regelmässig. «Die Energie da ist einfach geil! Da kannst du jeden Abend alles haben, je nach Lust und Laune: Funk, Punk, Brazil, Soul, Jazz, Techno – was das Herz begehrt.» So hörte er zum ersten Mal Jungle, Drum'n'Bass, Ambient. Einmal in Verbindung mit einer Lichtinstallation, alles in einen hauchdünnen Vorhang aus Wasserdampf gehüllt. Als er ins Rheintal zurückkehrte, war er «geladen wie ein Wahnsinniger».

Die Idee zu den Plasmatic Foods war geboren. Der Kern des 12-köpfigen Kollektivs bestand nebst Lorenzi aus seinem jüngeren Bruder Marco (DJ Mäx) und Tastenmeister Georg Neuenfelder. Ihre Musik nannten sie «live created sub-electronic sound tracks». Die live produzierte Videokunst mit Beamern und Röhrenfernsehern war fester Bestandteil der Shows. Hierfür war Marco Hess besorgt, der als einer der ersten in der Schweiz sogenannte Multi-Beams projizierte. Plasmatic Foods feierten ab Mitte der 90er- bis Mitte der Nuller-Jahre einige Erfolge. Gern gebucht wurden sie etwa an Slope Styles, grossen Snowboard-Events in Lech oder in Scuol, oder für Ambient- und Art-Installationen von Silvan Köppel, Kurt «Kuspi» Spirig, Simon Kness oder Francesco Bonanno. Als die Gig-Anfragen immer mehr zunahmen, wandten sich einige Bandmitglieder allerdings wieder ihrem Hauptberuf zu. Mit neuem Personal gerieten Plasmatic Food ins Stottern und kamen schliesslich zum Stillstand.

Lorenzis Faszination für die kreative Verbindung von Musik und Räumen blieb. Für all seine Jazz-, Funk- und Electronic-Experimente gab es immer auch Förder:innen, die ihre Räumlichkeiten zur Verfügung stellten: Katja Schmitter oder Pélé Mathis, die ihre Lokale, die Schmitte und das Kunststoff in Altstätten und die Bierhalle in Balgach, gerne für den Jazz öffneten. Oder der Buchser Tom Rist, der 2004 in Zürich das «Helsinki» eröffnete. Auch Röbi Pulver mit seiner Reblaube oder Peter Sieber, langjähriger Besitzer und Betreiber der Habsburg in Widnau, boten Lorenzi immer wieder eine Plattform. Das Rheintal war ihm stets gewogen. Obwohl er enge Verbindungen nach St.Gallen pflegt, würde er nicht wegziehen wollen. «In St.Gallen steht ja immer gleich die Schmier da, wenn du etwas machst.»

Hauptsache mit Herz

Lorenzi bleibt nie stehen. Sein Wissen und seine Erfahrung teilt er noch so gerne. Das Umfeld bestätigt seine Offenheit, seine Experimentierfreude und seine Leidenschaft. Lorenzi hat zudem ein Gehör für die junge Generation. Besonders freut ihn, dass in den letzten Jahren wieder so etwas wie eine Bandkultur entstanden ist in der Ostschweiz, dass Musik wieder vermehrt kollektiv in den Bandkellern gelebt statt vereinzelt am Bildschirm produziert wird. Positiv aufgefallen sind ihm etwa das Disco-Indie-Trio The Oskars oder die psychedelischen Barefoot to the Moon. «Mir gefällt es, wenn jemand einfach mit voller Überzeugung sein Ding durchzieht. Das könnte auch der unoriginellste Sound aller Zeiten sein. Hauptsache mit Herz.»

Seit 20 Jahren ist Lorenzi regelmässig mit seinem eierschalengelben VW-Bus mit markantem schwarzem Stern unterwegs. Als er vor kurzem nach einem Gig mit dem Nicole Durrer Quartett von Zürich nach Hause fuhr, knackte er die 400'000-Kilometer-Grenze. Bassist Sandro Heule und er gerieten darüber in helle Freude und stiessen an der Raststätte Forrenberg sogleich darauf an. «Das Ziel ist definitiv, die halbe Million noch zu schaffen», erklärt Lorenzi.

Ausserdem will er einmal mit seiner Vespa die Strecke fahren, die sein Vater zurückgelegt hat, als dieser seine Frau in die Schweiz holte. Musikalische Fernziele gibts eigentlich keine. Lorenzi setzt in der Regel immer gleich um.

Die Süditaliener, bei denen er jeweils Ferien macht, nennen Norditaliener wie ihn «Polentone» (etwa: «Polentafresser»). Lorenzi ist weder Kost- noch Weinverächter, seine Pasta alla Crudaiola («Niemals mit Spaghetti!»), eine apulische Kaltsauce, wird gerühmt. Tatsächlich mag er auch Polenta in all ihren Variationen sehr. Der Rheintaler Ribel hingegen ist ihm zu flüssig. Dennoch freut ihn die Verleihung des Rheintaler Kulturpreises «Goldiga Törgga» ungemein. «Ich hätte ganz ehrlich nicht damit gerechnet», sagt Lorenzi. «Jetzt bin ich also der Polentone d'Oro.»

Kulturpreisverleihung: 5. November, 18 Uhr, Kinotheater Madlen Heerbrugg
Anmeldung: info@rheintalerkulturstiftung.ch

Die träfe Kamera des Mäddel Fuchs

Der Fotograf Mäddel Fuchs erhält den Ausserrhoder Kulturpreis 2021. Zuletzt ist von ihm das Buch *Irgendwo und überall* erschienen – eine Retrospektive auf 40 Jahre eigensinnige und engagierte Reportagefotografie. Von Peter Surber

Ein Ungläubiger © Mäddel Fuchs

Das Schild mit der Hausnummer hat schon bessere Zeiten gesehen. Aber die Nummer ist klar lesbar: «68». Darunter ein anderes Schild, noch verwitterter und besprayt: «Privat. Kein Durchgang». Kommentar des Fotografen, der die beiden Schilder mit der Kamera in Dialog bringt: «Unliebsame Erkenntnis».

Mäddel Fuchs hat das Auge für solche «objets trouvées». Und er hat den Humor, manche würden wohl sagen: den typisch appenzellischen Witz, dazu das träfe Wort zu setzen. In seiner jüngsten Publikation mit dem Titel *Irgendwo und überall* kombiniert Fuchs auf diese Weise Bilder und Bildkommentare. Das Resultat können politisch pointierte Botschaften sein, wie beim obigen «privatisierten» und lädierten 68er-Schild. Wie bei der leeren Kultur-Plakatsäule, die als «Sparerfolg» betitelt ist. Oder wie beim Bild eines schlafenden Obdachlosen, über dessen Kopf an die Wand gekritzelt «Tod dem Fixerpack» steht. Fuchs schreibt dazu lakonisch: «All you need is love».

Daneben haben es Fuchs die Trouvaillen des Alltags angetan. Verkehrsschilder, die das reinste Chaos anrichten. Eine Einbahntafel unter dem Strassenschild «Rue des Pensées». Eine Wäscheleine mit stramm aufgereihten Hosenbeinen. Oder jenes Stilleben, das auch das Buchcover ziert: ein Tisch und zwei Gartenstühle im Schnee, ein wundersames Spiel von Licht und Schatten, eine Momentaufnahme heiterer Gelassenheit. Das Bild erinnert an den unvergesslichen, 2010 erschienenen Band *Hag um Hag*, in dem Fuchs über viele Jahre hinweg entstandene Aufnahmen von Holzzäunen im Schnee versammelt hat.

Statt Wort und Bild kommentieren sich an anderen Stellen im jüngsten Buch Bild und Bild. Von der Zersiedlung im Schweizer Mittelland etwa erzählt ein fotografisches Tryptichon: erst ein üppiges Kohlfeld, dann das gleiche Feld im Winter, mit Bauvisieren verstellt, schliesslich die auf dem Acker hochgezogene Wohnsiedlung. Anderswo finden sich Satellitenschüsseln zu einem surrealen Tanz oder abgeschränzte Plakate zum Zwiegespräch; ein übriggebliebenes Auge beäugt einen grinsenden Mund. Dann wieder stockt dem Betrachter der Atem: Fuchs fotografiert in einer französischen Kleinstadt einen Schulbus mit der Aufschrift «Transports d'enfants» neben einer Gedenkstele für die im Ersten Weltkrieg gefallenen «Enfants morts pour la patrie».

Manchmal braucht es keine Worte, oft sprechen die Bilder klar genug. Und manchmal bleiben dem Fotografen die Worte weg. So bei den Schmierereien auf einem französischen Friedhof, den Hakenkreuzen und rassistischen Ungeheuerlichkeiten, die er kommentarlos fotografiert, den Blick zugleich von den Schmierereien weg auf die Grabsteine im Hintergrund lenkend. Und es muss nicht das Ausland sein, wie die Bilder auf den nächsten Seiten zeigen: Auch in den Schweizer Alpen findet Mäddel Fuchs faschistische Parolen.

Ohne Titel (Stühle) © Mäddel Fuchs

«Fotografische Haikus», «bildhafte Shortstorys» oder «dadaistische Rutschpartien»: So charakterisiert Daniele Muscionico im Vorwort zum Buch die Bildsprache von Mäddel Fuchs. Und zieht Parallelen einerseits zu den gesellschaftskritischen Karikaturen des «Nebelspalter»-Zeichners Bö alias Carl Böckli, andrerseits zu Paul Senn, dem Grossmeister der Reportagefotografie, und schliesslich zu Walker Evans und der amerikanischen Street Photography. Wie bei dieser seien Fuchs' Arbeiten «Produkte von Zufall und von schneller Auffassungsgabe, von Intuition für den seelenvollen Moment und für die Komik der Kreatur». Bloss dass er all dies nicht nur in der Grossstadt (dort auch) findet, sondern ebenso auf dem Land.

Mäddel Fuchs selber bringt im Nachwort eine weitere Inspirationsquelle ins Spiel: die Wochenend-Beilage der NZZ, in der er in den 1980er-Jahren seine Bild-Wort-Momentaufnahmen unter dem Titel «Aufgeschnappt» publizieren konnte. In seinem jüngsten Buch stammt rund ein Drittel der Beiträge aus jener Zeit. Doch auch nach dem Ende der Serie habe sich «die Art, fotografisch kommentierend durch die Welt zu gehen, unverrückbar in mir festgesetzt», schreibt Fuchs.

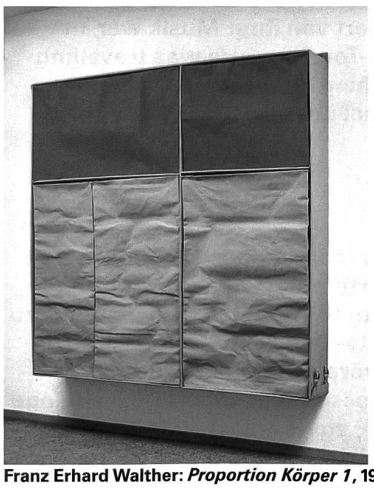
Jetzt wird Mäddel Fuchs, Jahrgang 1951, in Zürich und in Trogen aufgewachsen, mit dem Ausserrhoder Kulturpreis geehrt. Im Appenzellerland ist er heimisch, ihm hat er 1985 seinen ersten Fotoband gewidmet, hier ist sein Viehschau-Buch (1998) und seine herzliche Hommage an den Hausierer Arthur Zünd (*Chome gaad*, 2001) entstanden. Aber wie weit der Blick von Mäddel Fuchs über seine Heimat hinausgeht und wie wenig er mit den (auch von Vorwort-Autorin Muscionico eher überheblich repetierten) Appenzell-Klischees am Hut hat, zeigt sein Andalusien-Buch *Con Triana* (2004) und zeigt die Retrospektive aus vierzig Fotografenjahren im jüngsten Buch: Die USA, Frankreich, Italien, der Balkan, die Schweiz und andere Regionen bekommen vom schlauen Fuchs einen freundlich unerbittlichen Spiegel vorgehalten. Und dies, wie es bei Mäddel Fuchs nicht anders sein kann, in konsequentem Schwarz-Weiss.

Mäddel Fuchs: *Irgendwo und überall*, hrsg von Jürg Zimmerli, Scheidegger & Spiess 2021, Fr. 49.–
Kulturpreisverleihung an Mäddel Fuchs und Ruth Waldburger (Anerkennungspreis): 4. November, 19 Uhr, Kursaal Heiden. Anmeldung: kultur@ar.ch

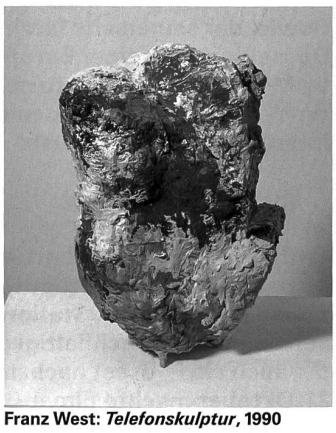
ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT, ZHT,

Hochkarätiges, ebenbürtig

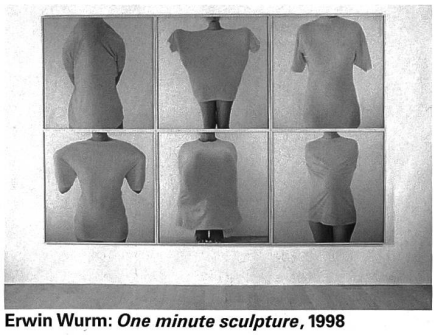
«Unerkannt – Bekannt. Zeitgenössische Kunst aus einer Ostschweizer Sammlung» verwandelt das Kunstmuseum Appenzell in ein Museum für internationale Gegenwartskunst. Die Werke wurden in vier Jahrzehnten von einer Sammlerin und Galeristin zusammengetragen. Von Kristin Schmidt



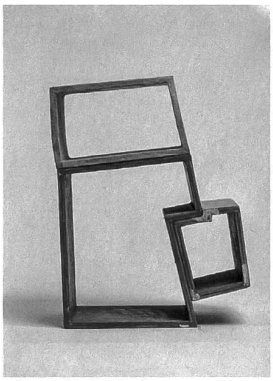
Franz Erhard Walther: *Proportion Körper 1*, 1985–1989



Franz West: *Telefonskulptur*, 1990



Erwin Wurm: *One minute sculpture*, 1998



Jürgen Partenheimer: *Der Plan (Drei Leben)*, 1992

Eine Kabinettsausstellung, und was für eine! Die Namen sind hochkarätig. Erwin Wurm ist vertreten und Imi Knoebel, Bernard Frize ebenso wie Roman Signer, Franz Erhard Walther genauso wie Franz West. Aber ums Namedropping geht es bei dieser Ausstellung nicht. Es geht um die Kunst. Um sie ging es immer in dieser Sammlung, die jetzt im Kunstmuseum Appenzell zu sehen ist. Um die Kunst, die Künstlerinnen und noch etwas mehr um die Künstler, ihre Kraft, ihre Innovation und ihren Gestaltungswillen.

Deshalb ist das Kunstmuseum Appenzell für diese Sammlung der beste Ort. Seine Architektur dient der Kunst. Sie bietet die idealen Räume, die richtigen Dimensionen und Proportionen. In der Abfolge der zehn Kabinette werden keine Höhepunkte oder Hierarchien inszeniert; der Sammlung wird keine Dramaturgie übergestülpt. Alles ist gleich gut, sehr gut sogar.

Schlingen im Quadrat

Dass die Ausstellung mit Bernard Frize bereits im Foyer des Hauses beginnt, widerspricht keinesfalls dem Gedanken, Ebenbürtiges ebenbürtig zu zeigen. Stattdessen ist das Gemälde von Frize ein symbolischer Auftakt, für alles Folgende: Eine breite, nahezu monochrome Farbbahn verschlingt sich auf der quadratischen, schwarzen Fläche. Keine Spur gewinnt die Oberhand, alle sind gleichwertig, aber niemals langweilig.

Die Farbbahn verwebt sich zu einem Spannungsfeld, zu einem Bildraum, dem ein Zeitraum entspricht: Ein Verlauf zeichnet sich ab, ohne dass Anfangs- oder Endpunkt zu sehen sind. Stattdessen sind Annäherung und Abstand wichtig, auch Kreuzungspunkte und Schlaufen. Der Künstler konstruiert mit der Farbbahn ein Kontinuum, in dem Stabilität genauso bedeutsam ist wie Abwechslung und in dem jedes Element am richtigen Platz ist.

Damit entspricht Frizes Gemälde dem Charakter der Ausstellung und diese wiederum ihrer Ausgangslage: Die gezeigte Sammlung ist die der Galeristin Wilma Lock. Mit 24 Jahren zog die gebürtige Appenzellerin aus, um ihre Berufung zu finden: die internationale zeitgenössische Kunst. Sie gründete in St.Gallen ihre Galerie und führte sie bis 2009. Vielen galt sie als eine der besten Programmgalerien der Schweiz, in ihr waren künstlerische Entdeckungen möglich. Lock holte internationale Künstler:innen in die Schweiz, forderte und förderte die von ihr vertretenen Positionen. So verstand sie die Arbeit einer Galeristin auch als diejenige einer Vermittlerin, die ihre Kunstbegeisterung weiterträgt und anderen zugänglich werden lässt.

Genau das passiert nun auch mit dieser Ausstellung. Sie spiegelt Wilma Locks Kennerinnen-Auge für die Kunst und ihre Beharrlichkeit: Diese Sammlung ist erarbeitet. Die gezeigten Stücke wurden über einen langen Zeitraum zusammengetragen und die künstlerische Qualität war dabei stets das wichtigste Kriterium. Deshalb passen diese Werke nun auch so gut zusammen; in den meisten Räumen treffen mehrere Positionen aufeinander, andere sind einem Künstler und seinen Arbeiten vorbehalten.

Blicke aus dem Museum

Malerei hat ein starkes Gewicht, aber auch die dreidimensionale Kunst hat ihren Platz. Fotografie bekommt ihren Platz durch Kelly Wood und Liddy Scheffknecht, die zugleich die einzigen Frauen in der Ausstellung sind. Wood vertritt die konzeptuelle Fotografie mit ihrer Serie der fotografierten Abfallsäcke als Abbild einer Lebenszeit, und Scheffknecht reduziert eingerüstete Architektur auf das Gerüst – die Struktur wird zur eigentlichen Konstruktion im Bild.

Anderen Positionen gelingt dank der Architektur eine unerwartete Symbiose: Xavier Noiret-Thomés Arbeiten wurden so platziert, dass der Blick von den üppigen Bildern unwillkürlich zum Fenster hinausschweift, zur reich geschmückten Hausfassade, zur bunt zusammengewürfelten Infrastruktur. So eröffnet Kunst neue Sichtweisen auf das Bekannte. Wenn letzteres auf diese Weise neue Erkenntnisse vermittelt, erfüllt sich das Ausstellungsmotto einmal mehr.

w

«Unerkannt – Bekannt. Zeitgenössische Kunst aus einer Ostschweizer Sammlung»: bis 13. März 2022, Kunstmuseum Appenzell

«Systemerhalt ist keine Option»

Philipp Bürkler hat eine ehemalige Metzgerei in St.Fiden in eine U-Bahn-Station verwandelt: ein Transit-Ort für kluge Köpfe und Ideen. Die Talkgäste im November sind Heidi Moser vom Botanischen Garten und Carmen Lama, Expertin für Fair Fashion. Von Corinne Riedener

Die Wände sind in einem matten Grün gekachelt, der Boden marmoriert, die Platten etwas grösser. Da und dort Lücken, in denen Betonputz hervorbröckelt. Gleich beim Eingang steht ein abgerundeter, silberner Bartresen mit Steinarbeitsplatte, daneben sind kleine Sitzbänke samt Schirmständer in die Wand eingelassen. Dieser Raum ist offensichtlich gemacht, um sauber zu bleiben: Es ist eine ehemalige Metzgerei. Früher gingen hier täglich Leute aus dem St.Fiden-Quartier ein und aus. Später wurde ein Solarium daraus, dann kam die Leere.

Heute ist es eine U-Bahn-Station. Auch das ein kachliger Ort, der ständig geputzt werden muss und wo reger Verkehr herrscht. Philipp Bürkler, der gleich darüber wohnt, hatte sich auf den ersten Blick in den leerstehenden Raum verguckt – und auf gut Glück bei der Vermieterin angefragt, ob er zu haben wäre für ein temporäres Kunstprojekt. Die U-Bahn-Assoziation lag nahe, nicht zuletzt, weil die Kacheln ihn an die Ästhetik der Subway in New York erinnerten, wo er drei Jahre gelebt und gearbeitet hat. Und an Berlin, wo er zuletzt stationiert war, bevor er Anfang 2020 wieder zurück nach St.Gallen kam.

Retro Style …

Im Sommer konnte Bürkler mit zwei Freunden den Raum übernehmen und neugestalten, Wände streichen, Deko und Möbel organisieren. Heute ist die neue Station «U6 Silberturm» überaus einladend: Sie verfügt über eine gutsortierte Bar, angenehmes Licht, eine Musikanlage, und statt auf anonymen Wartebänklis sitzen die Passagier:innen nun auf bequemen Siebziger-Jahre-Stühlen in RGB-Farben. Wer will, kann in einem Buch oder einem Magazin schmökern. Grossstadt-Flavour, definitiv.

Auch der Name der geplanten Veranstaltungsreihe – Station to Station – ist eine Reminiszenz an die 70er. «From Station to Station back to Dusseldorf City. Meet Iggy Pop und David Bowie», heisst es in *Trans Europe Express* (1977) von Kraftwerk. Die Düsseldorfer Musikpioniere verweisen darin nicht nur musikalisch auf Bowies 1976 erschienenes Album *Station to Station*, sie setzten auch ihrer gemeinsamen Zeit ein Denkmal: Im selben Jahr trafen sie sich mit Bowie, der seinerseits fasziniert von ihrer Musik war, in Düsseldorf auf seiner Europa-Tournee. «He was travelling by Mercedes, listening to nothing but *Autobahn* all the time», sagten Kraftwerk einmal über diese Begegnung und ihren gegenseitigen Crush.

… aber Future Thinking

Eröffnet wurde die Silberturm-Station bereits Ende Juli, bisher aber noch mit reduziertem Betrieb. Seit Oktober finden in der Reihe «Station to Station» öffentliche Talks zu verschiedenen Nachhaltigkeits- und Kulturthemen statt, die auch als Podcast nachzuhören sind. Den Start am 21. Oktober machte Elmar Grosse Ruse, Umweltpsychologe und Klimaforscher beim WWF, zur Frage «Letzte Chance Klimakonferenz Glasgow?». Ende Oktober war Sozialökonomin Carla Dossenbach zu Gast. Im November folgen Heidi Moser vom Botanischen Garten (4.11.) und Carmen Lama, Expertin für Fair Fashion (11.11.).

Eine weitere Talkreihe im Rahmen des RESET-Forums mit mehreren Fachleuten sowie Kulturschaffenden ist in Planung. Das RESET-Forum wurde ebenfalls von Philipp Bürkler gegründet, es ist eine Art Thinktank für Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft, um Fragen der sozial-ökologischen Transformation zu diskutieren. Seit Frühling 2020 gibt es auch eine Online-Publikation dazu: resetter.org.

Zurücklehnen? Langweilig.

Der Reset – nicht der verschwörungsmythische Great Reset, sondern als kollektiver Neustart zu verstehen – ist Bürklers Herzensthema. «Es muss endlich etwas passieren», sagt der im Thurgau aufgewachsene Journalist und Künstler. «Die Medien dümpeln vor sich hin, politisch läuft nichts und die Klimakrise wird vielerorts immer noch zu marginal oder als blosse Jugendbewegung behandelt. Dabei geht es um viel mehr als nur um die Klimakrise. Wir erleben eine globale sozial-ökologische Krise, nein: hunderte. Es brennt an allen Ecken und Enden.»

Systemerhalt sei keine Option, sagt er, die Zeit laufe ab. «Was wir heute tun, hat Konsequenzen über Jahrhunderte, wenn nicht noch länger. Nehmen wir den Atommüll: Keine vorangegangene Zivilisation hat es so verkackt wie unsere heutige. Wir müssen endlich Verantwortung übernehmen, ökologisch und auch sozial. Das ist eine riesige Herausforderung.»

Zurücklehnen und die eigenen Privilegien geniessen angesichts der düsteren Aussichten kommt für Bürkler nicht in Frage, das wäre ihm zu langweilig. Zum Ausgleich fährt er Velo und veranstaltet einmal im Monat am Freitag eine Party in der Station. Und vielleicht zieht es den Weltläufigen bald wieder ins Ausland. Aber sicher nicht in den nächsten zwölf Monaten, bis mindestens Herbst 2022 läuft nämlich der Mietvertrag für die Station, die weitere Zukunft ist ungewiss. Bis dahin ist sie hoffentlich nicht nur Transit- und Verhandlungsort für interessierte Passagier:innen, sondern auch für viele zukunftsträchtige Ideen.

resetforum.org, stationtostation.ch

Was macht das Internet mit uns?

Seit Frühling 2020 schon dreimal verschoben, findet das Konzert von Jeans for Jesus im Palace St.Gallen jetzt endlich statt. Auch zwei Sommer nach der Veröffentlichung ihres dritten Albums *19xx_2xxx_* gilt immer noch: unbedingt zuhören. Von Bettina Dyttrich

Jeans for Jesus. (Bild: Anja Wille)

Nach 40 Minuten ist das Popalbum fertig. Was dann kommt, heisst *127.0.0.x* wie die IP-Adresse eines Computers und hat nicht mehr viel mit einem Popsong zu tun: eine zehnminütige Freestyle-Breitleinwand-Collage. Wir sind in der Schweiz, das ist klar, aber sie ist so verwirrt, so vom Internet fragmentiert wie die Psyche der beiden, die da singen: «Swiss Pop aui schön zämä u blibe u nid vrstah Baby mach mit singe für Dütschschwyz.»

Synthesizer dräuen drohend, immer wieder unterbrochen von einem verzerrten Schrei, doch das Ganze klingt nicht aggressiv, die Wut kann nicht mehr aus der Haut. Oder sie wird aktiv bekämpft: «Mini Fründä lige mir – lachend im Arm – uf Beruigigsmittu.»

Nach sieben Minuten wird dann plötzlich doch ein Popsong daraus, Repetition und Rhythmus, da ist einer am Flusssurfen, oder ist das Seil im Fluss nur seine Festhaltemetapher? Denn sonst geht gar nichts mehr, das Social-Media-ADHS hat zugeschlagen, die Freund:innen sieht er nur noch auf ihren Profilen, wo sie offenbar immer das bekommen, was er verpasst: «Au hei Spass – gseh sich – hei äs Läbä und i bi trurig – ihri Fründä so viu besser – und i ha nur Angst hie.»

Was macht das Internet mit uns? Wenige sind dieser Frage im Pop so offensiv nachgegangen wie Jeans for Jesus, auf Schweizerdeutsch schon gar nicht. Diese Welt darzustellen, die keine Dimensionen mehr hat – «dir heit die Wäut flachdrückt» –, in der alles unterschiedslos nebeneinandersteht, das Nahe und das Ferne, das Bedeutende und das Banale, und vor allem: das, was dir guttut, und das, was dich fertig macht. Dass das Internet eine Militärtechnologie ist, daran haben die Berner schon weiter vorne auf dem Album erinnert: «Du hesch üs ds Internet gä, wüus Atombombä git.»

Auch aus Bern, aber

Begonnen hatte alles 2013 mit einem Sommerhit, der aus dem Nichts kam. Musikalisch verbreitete *Estavayeah* Ferienstimmung, textlich das Gegenteil: «Aui grinse gschisse u d Sunne brätschet u d Ching hocke'n im Outo u schrisse'n ä Lätsch.»

Der Text blieb auch manchen in Erinnerung, die mit Baile Funk nicht viel anfangen konnten, das Album Anfang 2014 war dann aber doch eine Überraschung: *Nie meh* nahm die dauerverbundene Vereinzelung von *127.0.0.x* vorweg, *L.A.* lieferte den Kommentar für die Easyjet-Jahre vor der Klimabewegung: «wo si gmerkt het, sie wot wäg ga zum zrügg cho u gläbt ha». Mit dem Züri-West-Cover *Toucher* stellte sich die Band bewusst in die Berner Poptradition, baute das Gitarrensolo genüsslich aus zerhackten Synthesizerklängen nach: Wir sind im Fall auch von da. Aber die Zeiten sind etwas andere. (Überhaupt: die Synthesizer auf diesem Album! Und unsere Eltern dachten, dass man mit Elektronik nicht emotional sein könne …)

PRO, das zweite Album drei Jahre später, war gleichzeitig überladen und prekär. Es ging um Europapolitik und Liebeskummer, Digitalisierung und die Frage, wie weisse Männer feministisch über Sex singen können/sollen/dürfen, Migration und die Überforderung im Coop Pronto, gegengeschnitten mit James-Bond-Filmen, und mittendrin auch noch eine Quellenrecherche über Schweizer Mythen, die daran erinnert, dass Sänger Michael Egger in Geschichte dissertiert, gegengeschnitten mit dem «Beef» zwischen US-Ostküsten- und Westküstenrappern. Ein Versuch, die ganze Gegenwart zu erfassen, ein grössenwahnsinniger Anspruch, der fast nur scheitern kann, aber er scheitert so virtuos wie nur möglich.

Die feinsten Risse

Mit *19xx_2xxx_* wollten Jeans for Jesus einfacher werden, schafften es aber nicht ganz. Dazu sind immer noch viel zu viele Ebenen da, das Booklet wird immer länger, aber gerade die vielen Ebenen sind es ja, die die Nerds so glücklich machen. So ist auch *2000 & irgendwo* nicht einfach ein nostalgischer Song über die eigene Vergangenheit – die Zeitebenen sind derart verschachtelt, dass da schliesslich zwei bekiffte Jugendliche auf der Schulhaustreppe sitzen und sich vorstellen, wie sie sich dann als Erwachsene ihre Jugend vorstellen.

In letzter Zeit war bei Jeans for Jesus eine gewisse Müdigkeit spürbar über das kleine Mundartland, die Konzerte in den immer gleichen zehn Kulturzentren der Deutschschweiz. Die letzten Songs schrieben sie auf Hochdeutsch, Konzerte in Berlin und Hamburg sind angesagt. Aber Kunst ist oft dann am stärksten, wenn sie die Verhältnisse so genau kennt, dass sie noch die feinsten Risse und Brüche wahrnehmen kann. Wie in der schmerzhaft provinziellen Globalisierung von *127.0.0.x*. Oder wie Michael Graber im «Tagblatt» schrieb: «Der Mundart-Pop von Jeans for Jesus schafft etwas ganz und gar Erstaunliches: Er macht die Welt gross.»

palace.sg, jeansforjesus.net

Jeans for Jesus: 19. November, 20.30 Uhr, Palace St.Gallen (mit Capslock Superstar)

Velvetischer Western

Hymnen und harte Schnitte: Mit *Sugar Honey Iced Tea* veröffentlichen Velvet Two Stripes ihr bisher bestes Album. Von Claire Plassard

Die Fahrt auf der leeren Autobahn in Richtung Westen muss seltsam gewesen sein. Als sich die Mitglieder der Velvet Two Stripes in die Relief Studios im Fribourgischen Belfaux zurückzogen, um aus Songskizzen ein neues Album zu stanzen, pendelte die Stimmung schweizweit zwischen Entschleunigung, düsterer Vorahnung und totaler Apokalypse.

Die Arbeit an *Sugar Honey Iced Tea*, dem dritten Studioalbum der Band, mag in ihrer Zurückgezogenheit aber nicht gross anders gewesen sein als diejenige an ihrem 2019 erschienen Vorgänger *Devil Dance*. War es beim Einspielen des zweiten Albums in den Berliner Hansa Studios noch der Fakt, dass sich Schlafplatz und Studio im selben Gebäude befanden, was zur Folge hatte, dass die St.Gallerinnen Sophie Diggelmann, Sara Diggelmann und Franca Mock nur Mischpulte und so gut wie kein Tageslicht sahen, war es dieses Mal ein pandemiebedingter Lockdown, der die Rahmenbedingung für konzentrierte Studioarbeit lieferte. Konzentriert ist auch deren Resultat, das schnörkellos daherkommt und keinen Song zu viel enthält.

Die auf dem Self-Release *Suger Honey Iced Tea* versammelten neun Songs sind Konsequenz einer gleichsam musikalischen wie ideellen Entwicklung einer Band, die sich seit jeher klarerweise im Rock-Spektrum verortet und dann besonders stark ist, wenn sie live auftritt.

Die Drum Machine, die auf Velvet Two Stripes' Debüt *VTS* (2014) noch einen prominenten Platz hatte und ihre frühen Songs stark in eine Ecke mit den reduzierten D.I.Y.-Nullerjahre-Hits von The Kills rückte, wurde schon für den Zweitling *Devil Dance* (und auch schon für die vorangehende EP *Got Me Good*) mit einem Schlagzeug ausgetauscht. Und die Orgel, die auf *Devil Dance* für vereinzelte Psychedelic- und Art Rock-Glanzlichter sorgte, sucht man auf dem dritten Album vergebens.

Das von Nick Kauffman produzierte *Sugar Honey Iced Tea* ist eine instrumentale Besinnung auf das Rock-Grundgerüst als solches. Es sind nur noch Gitarre, Bass und Drums (im Studio und aktuell meistens live mit dabei: Catalyst-Hälfte Ramon Wehrle), die den – vermehrt auch mehrstimmigen – Gesang umarmen. Und doch ist der laute Soundteppich der Band, primär geknüpft aus grob-rauen Garage-, Grunge- und Stoner-Fäden, dicht wie nie zuvor.

Der Raum, der den qualitativen Möglichkeiten der einzelnen Instrumente eingeräumt wird, offenbart sich bereits im Eröffnungstrack des neuen Albums. *Fever* überrascht mit einem kernigen Bass-Auftakt von Franca Mock, der genauso gut einen Western-Film oder ein Frontier-Drama einläuten könnte. Wenig später wird dieser Bass von einer aufheulenden Gitarre und pulsierend-trommelndem Schlagzeugspiel umgarnt, dann setzt Gesang ein; anfänglich und im fortschreitenden Songgeschehen immer wieder polyphon (entfernt erinnert das etwas an Algiers' *Black Eunuch*), währenddessen sich Sophie Diggelmanns Leadgesang zu einer explosiven Wucht zusammenbraut.

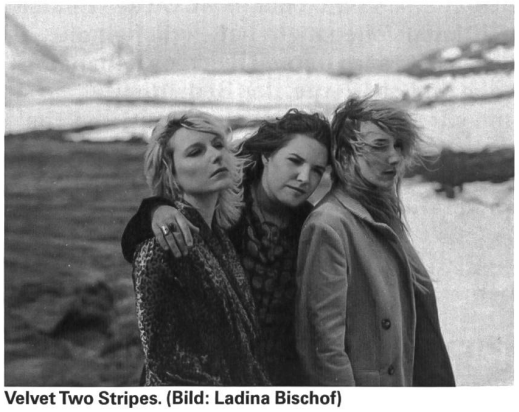
Fever klingt zugleich nach Wiedergeburt und Befreiungsschlag dreier Musikerinnen, die seit gut einer Dekade auf Konzertbühnen in ganz Europa zuhause sind und ungefähr ebenso lange das fremd verliehene und viel zitierte Label «coolste Band der Schweiz» mit Couldn't-Care-Less-Attitüde ignorieren.

Die Kulisse für den imaginierten Western (dessen Fortsetzung sich übrigens im später auf dem Album auffindbaren *This House Is Built On Sand* findet) liefern, in diesem Fall für die helvetische Version, unwegsames Engadiner Gelände und die Felsen des Julierpasses, wie sie im Videoclip zu *Fever* (Regie: Bilder und Freunde) zu sehen sind. Ein Musikvideo, das sich in seinem künstlerischen Anspruch und seiner ästhetischen Machart eigentlich auch ganz gut in einem Ausstellungsraum oder einem Blogbeitrag für die «Vogue» machen würde. Letzteres gilt zweifelsohne für die äusserst ansprechenden Fotografien auf und in der Hülle der neuen Platte, für die Ladina Bischof verantwortlich ist (Haare & Makeup: Sandra Gimmel).

Fever samt Video scheint denn auch den «Rolling Stone India» überzeugt zu haben, sonst wäre der Song kaum auf dessen Global Artists Spotlight-Liste gelandet. Eine solch breitere Ausstrahlung traut man auch anderen Stücken auf *Sugar Honey Iced Tea* zu.

Die Songs haben einerseits an hymnischer Qualität zugelegt. Neben *Fever* sind es *Two To Tango* und *Wooden Bones*, die durchaus Werbespotcharakter haben, was mitnichten vernichtend gemeint ist. Anderseits haben Velvet Two Stripes einen Schritt hin zu dynamischer(er) Songentwicklung vollzogen. Tracks wie *Spoonful Of Medicine* oder *Honey* bestechen durch unerwartete Abzweigungen: Das plötzliche Hereinbrechen anderer Klangfarben, manchmal mit Rhythmus- und Tempowechseln, macht das Zuhören interessanter. Punktuell gipfeln diese bisweilen harten Schnitte gar in einem Songmoment merkwürdiger Schönheit, wie sie aus älteren Sachen von St.Vincent vertraut sind.

Zentral und mit Blick auf die musikalische Entwicklung der Band zeitlose Konstante bleibt dabei immer Sara Diggelmanns Gitarre, die auf der neuen Platte jault, fiept und fuzzt wie eh und je, zwischenzeitlich sogar avant-funky klingt (in *Honey* etwa) und mit *Catch 22* fast einen ganzen Song lang ihre Blues-Versessenheit so richtig in Szene setzen darf – zumindest so lange, bis wieder einer dieser Schnitte folgt. Es sind diese Schnitte, die *Sugar Honey Iced Tea* zum bisher besten Album der Band machen.



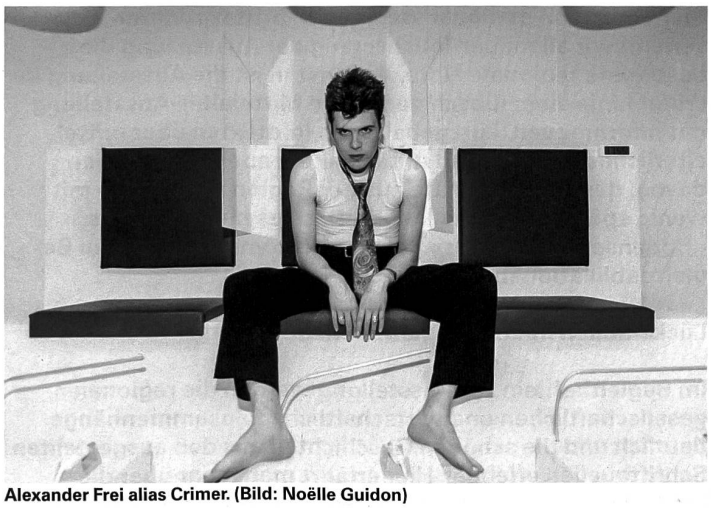
Velvet Two Stripes. (Bild: Ladina Bischof)

velvettwostripes.com

Velvet Two Stripes: *Sugar Honey Iced Tea*, erschienen im Oktober, Self-Release

Musikalisches Schulterpolster

Fake Nails heisst das zweite Album von Crimer – tanzbar wie gewohnt, aber auch mit düsteren, nachdenklichen Momenten. Getauft wird es gleich zweimal: im Palace St.Gallen. Von Corinne Riedener



Alexander Frei alias Crimer. (Bild: Noëlle Guidon)

«Maybe too cool for true love», singt Crimer in *Mr. Lonely*. Maybe zu cool für alles, was nicht wahre Liebe ist, könnte man ihm widersprechen. Und damit ist nicht die aufgesetzte Coolness der vergangenen Jahrzehnte gemeint, in denen er sich musikalisch so gerne suhlt. Sondern die zeitgenössische Coolness, die eben auch bedeutet: Gefühle zeigen. Zu seinen Krämpfen stehen. Konventionen sprengen. Cool ist, wer bereit ist, sich emotional hinzugeben, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Zwänge.

Das kennt man alles schon von Crimer, doch auf seinem neuen Album *Fake Nails* hebt der gebürtige Rheintaler diese Disziplin auf ein neues Level. 44 Minuten lang tobt er sich gefühlsmässig so richtig aus. Natürlich wie gewohnt unter wogenden Discolichtern und tanzend auf dem weit ausgebreiteten Synth-Floor. Pathos hat er noch nie gescheut. Aber anders als auf seinem ersten Album *Leave Me Baby* (2018) schlägt er diesmal auch dunklere, erwachsenere Töne an.

Emo-Show, die Laune macht

Fertig Boyband-Memorial-Mittelscheitel. Zum neuen Signature Style gehören glitzernde Gelnägel und Zündschnur im Nacken. Beziehungsweise Vokuhila, wie im Video zu *I Want You To Know*, wo er sich verzweifelt im Sand wälzt und seine künstlerische Schaffenskrise beklagt. Was, jetzt so beim Schreiben, fast etwas absurd klingt, denn diese düstere Ballade – mit 30 wunderbar dark-wavigen letzten Sekunden – zeigt wie kaum ein anderer Track auf *Fake Nails*, wie sich der 31-Jährige musikalisch weiterentwickelt hat.

Inhaltlich geht es auch im Rest des Albums deep zur Sache. Das Hadern mit sich selbst, die Selbstzweifel, das bedrückende Gefühl, nicht zu genügen oder auseinanderzufallen – es sind wiederkehrende Themen, die uns wohl alle von Zeit zu Zeit umtreiben. Nur dass wir unser Innenleben in den wenigsten Fällen so gekonnt und offensiv verpacken können wie Crimer seines beispielsweise in *David, My Demons* oder *Falling Apart*. Seine Emo-Show macht Laune und ist auf Crimer-Art heilsam. Eine Flasche Prosecco hilft natürlich dabei. Oder eine Maniküre.

Die durchgehende Tanzbarkeit von Fake Nails täuscht fast hinweg über diese ernsten und nachdenklichen Momente auf dem Album. Besonders *Never Enough* ist eine musikalische Mogelpackung: Beginnt vergleichsweise verhalten, macht es einem aber spätestens beim ersten Refrain schwer stillzustehen – und handelt von einem Lustmolch, der den Künstler als Teenager mit seinen Lügen zu Dingen genötigt hat, die er nie wollte: «15 years old, I was a diamond. Set my webcam on fire. I was such a fool let your eyes in my room. But you said you were a girl and we're living in a perfect world.»

Unbegründete Zweifel

Crimer wäre aber nicht Crimer, würde er sein Publikum nicht mit einer Prise Hoffnung entlassen und stets hartnäckig das Disco-Life predigen. Immer wieder überwindet er seine inneren Klippen, «That's allright», und stiftet zum Tanzen an – «that deeper kind of drug».

Kritische Stimmen werfen Crimer gern vor, immer gleich zu tönen und die 80er-Welle zu hart zu reiten. Man muss den 80er-Kitsch nicht mögen, aber diese Sicht war schon nach *Leave Me Baby* 2018 undifferenziert. Spätestens nach *Fake Nails* sollte klar sein: Hier spielt nicht einer einfach die Nostalgieplatte, hier ist einer am Experimentieren. Crimer kombiniert Elemente aus den 80ern mit seiner Jugend in den 90ern und zerrt diesen Mix ins Heute. *Fake Nails* ist ein reifes, vielseitiges Vergnügen mit allerlei unvorhergesehenen Brüchen, Brücken und Wendungen.

Das zweite Album ist für viele Künstler:innen bekanntlich das schwierigste, vor allem wenn das Debüt dermassen durch die Decke ging, wie es bei Crimer der Fall war. Plötzlich ist man populär, der Erfolgsdruck ist gross, ebenso die Zweifel, die er ja anschaulich besingt. Doch seine Sorge war unbegründet. Crimer hat ein Händchen für Hits. Seine Hooks und Melodien sind so scharf wie die lackierten Fingernägel. Und der Disco-Preacher ist mit einer unverkennbaren Stimme und einem Gespür für Trends gesegnet. Auf all das kann er sich auch in Zukunft verlassen.

Crimer ist quasi das Schulterpolster der Ostschweizer Musikexporte neben Dachs, Velvet Two Stripes, Monet 192, Knöppel & Co.: Er erweitert das Spektrum und macht den Rücken breiter. Früher als Batman auf den St.Galler Bühnen unterwegs, sieht man den Wahl-Zürcher mittlerweile nicht mehr so oft vor den hiesigen Clubs herumlungern. Sympathisch drum, dass er *Fake Nails* im Palace tauft – und das gleich an zwei Abenden.

crimer.ch, palace.sg

Albumtaufe *Fake Nails*: 12. November, 21 Uhr, Palace St.Gallen
Zusatzkonert: 13. November, 21 Uhr

Bodensee-Verflechtungen

Ein enges Geflecht wirtschaftlicher und politischer Netze umspannte schon vor über 1000 Jahren das Gebiet rund um den Bodensee. Ein länderübergreifendes Team hat dazu die Wanderausstellung «Mittelalter am Bodensee» konzipiert. Von Roman Hertler

Getreidesorten zum Anfassen in der Mittelalter-Ausstellung. (Bild: pd)

Die Gebiete rund um den Bodensee waren schon im Mittelalter ein eng vernetzter Wirtschaftsraum, in dem vor allem der Leinen- und der Getreidehandel florierten. Die aufstrebenden Städte des Deutschen Reichs schlossen politische Bündnisse, um die Verbindungen zu festigen und sich gegenseitig in Krisen beizustehen – und nicht zuletzt auch in Abgrenzung zur kirchlichen Macht. Denn bis ins Hochmittelalter gaben hier vor allem die Klöster St.Gallen und Reichenau sowie das Bistum Konstanz den Ton an.

Ein schönes Anschauungsexemplar hierzu ist die Städtebündnisurkunde von 1312, an der die Siegel von St.Gallen, Konstanz, Zürich und Schaffhausen hängen. Zweck war die Sicherung der Rechtsordnung und des Landfriedens. Zu sehen ist diese Urkunde aus dem St.Galler Stadtarchiv derzeit in der Ausstellung «Mittelalter am Bodensee», die noch bis Januar 2022 im Historischen und Völkerkundemuseum (HVM) in St.Gallen gastiert. Die Wanderausstellung ist in internationaler Kooperation entstanden: 13 historische und archäologische Institutionen zwischen Schaffhausen, St.Gallen, Chur und Konstanz haben sich daran beteiligt.

Zwischen Alpen und Rheinfall

Stofffetzen, Getreidesorten, Gefässe, Münzen, Werkzeug, Schiffsplanken, Daubenbecher, Dachziegel, Ofenkacheln, Spielwürfel: Rund 150 Exponate aus dem ganzen «Wirtschaftsraum zwischen Alpen und Rheinfall» berichten von der Landwirtschaft, von Handwerk, Transport und Handel, von Schiff- und Flossfahrt und vom Alltag im Mittelalter rund um den Bodensee.

Eine interaktive Karte im ersten Drittel der Ausstellung bietet einen einfachen Überblick über die wichtigsten Zentren und Handelsorte und deren bevorzugten Handelsgüter und -routen. Käse gelangt vom Süd- ans Nordufer und nach Oberitalien. Leinen geht nach ganz Europa. In Lindau wird Salz aus Bayern und Vorarlberg verschifft, in Rheineck Schwemmholz, Überlingen ist ein Getreidezentrum. Und ab und zu taucht sogar ein Ungeheuer im See auf.

Sieht man von den paar wenigen Schriftexponaten ab, verleiht vor allem der Touchscreen der Ausstellung die besondere regionale Note. Ansonsten ist die Ausstellung in erster Linie eine hübsch gemachte Mittelalter-Ausstellung mit informativen, kurzgehaltenen Infotexten über mittelalterliches Arbeits- und Alltagsleben, aber – abgesehen davon, dass die Exponate aus der Region stammen – mit wenig spürbarem Lokalkolorit. Dass es hier auch ums «Bodensee-Mittelalter» gehen soll, kommt erst in den Begleitpublikationen zum Tragen.

Lückenfüllen mit der Begleitpublikation

Im Begleitheftlein zur Ausstellung werden die regionalen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich und die schönen Geschichten aus den ausgestellten Schriftquellen erlebbar. Hier erfährt man mehr über die breite Städtesolidarität nach dem Brand in St.Gallen 1418, über die Bitte des Vogts von Bregenz 1464 um die Entsendung einer berühmten Hebamme, die gerade in St.Gallen weilte, oder über den knapp vereitelten Salzdiebstahl von Lindau 1442. Erst hier gerinnt das Mittelalter mittels Personen und Schicksalen wieder zu neuem Leben.

Gerne hätte man auch schon in der Ausstellung mehr über die Entwicklung städtisch-kirchlicher Machtkonkurrenz in der Region erfahren oder Konkreteres etwa darüber, was es mit den Säumern auf sich hatte, die zuerst im eisigen Malojasee einige Packtiere verloren und später selber in einer Lawine umkamen. Solches erfährt man dann in der 170 Seiten umfassenden, regionalhistorisch breit abgestützten und sehr lesenswerten Begleitpublikation zur Ausstellung.

Mit der Titelgebung haben sich die Ausstellungsmacher:innen keine leichte Aufgabe gestellt. Wie bringt man DAS Mittelalter mit all seinen Lebensbereichen und DIE Bodenseeregion museal vermittelbar unter einen Hut, respektive: Wo macht man Abstriche? Der interaktive Touchscreen, die kinderfreundlichen Spiele im zweiten Teil der Ausstellung sowie der Escape-Room sind Ansätze, wie die Zeitreise ins Mittelalter abseits der reinen Scherbenbetrachtung für ein breites Publikum gelingen kann.

hvmsg.ch

Sonderausstellung «Mittelalter am Bodensee»: bis 23. Januar, Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen. Weitere Stationen bis Herbst 2024 sind Frauenfeld, Konstanz, Bregenz, Chur, Vaduz und Schaffhausen.

Naegelis Nachdenken

Nathalie David widmet dem «Sprayer von Zürich» einen filmischen Totentanz. Die St.Galler Premiere des sehenswerten Dokfilms über den spitzbübischen Rebell findet am 5. November im Kinok statt. Von Corinne Riedener

«Die Schmierfinke sött me jetzt denn mal verwütsche und ganz tüchtig abchlöpfe», sagt eine Zürcher Passantin 1977 zum Schweizer Fernsehen. Ein anderer widerspricht: «Ich finds schuurig guet, es isch schön. Es isch sone graui Wand und denn chunnt plötzlech rot und schwarz und violett.»

Als im bünzlig-tränigen Zürich der späten 70er-Jahre die ersten Sprayereien im öffentlichen Raum auftauchen – Fabelwesen, Fantasiefiguren, mit träfen Strichen auf den Beton geschossen – erhitzt das die Gemüter. Die einen schreiben ein Kopfgeld von 3000 Franken aus für Hinweise, die zur Verhaftung des Täters führen, andere schreiben Seminararbeiten über den «Sprayer von Zürich», stellen Fotografien seiner Werke in Galerien aus oder widmen dem «unbekannten Meister» einen Song.

Kunst oder Sachbeschädigung? Bis heute fordert Harald Naegeli – Zeichner, Wolkengänger und Utopist, wie er sich selbst bezeichnet – diese Frage heraus. 2019 kehrt der heute 82-Jährige nach über 35 Jahren im Düsseldorfer Exil in seine erste Heimat Zürich zurück. Im Corona-Lockdown sprayt er über 50 «Totentänze» in der Stadt, unter anderem hinter Rodins Höllentor beim Kunsthaus Zürich – eine seiner Lieblingsflächen.

Die Stiftung Kunsthaus lässt die Figur subito wegputzen und reicht Strafanzeige ein, zieht diese aber nach einigem Hin und Her wieder zurück. Anders als die Baudirektion des Kantons Zürich, die ihn wegen eines Flamingos an einer alten Turnhalle verklagt. Und die Stadt Zürich? Zeichnet Naegeli 2020 für sein Lebenswerk mit dem Grossen Kunstpreis aus. Zum Dank hält er eine Anti-Kampfjet-Rede.

«Ich will entscheiden, nicht andere»

Nathalie David hat dem politisch motivierten Graffiti-Pionier einen Dokfilm gewidmet, die Idee dazu ist von Peter Spoerri. Doch *Harald Naegeli – Der Sprayer von Zürich* ist nicht nur eine Hommage, es ist auch eine Art Testament, ein filmischer Totentanz. Naegeli wird sterben, er hat Krebs. Gleich zu Beginn erklärt er, dass er Exit-Mitglied ist. «Ich will entscheiden, nicht andere.» Wenn der Tag also gekommen ist, wird er sich auslöschen wie die Behörden einst seine Werke.

Dieses Nicht-Verblassen-Wollen passt zu ihm. Nathalie David porträtiert einen eigenwilligen, freiheitsliebenden, manchmal fast trotzigen Rebell, der bis heute keinen Konflikt scheut, sondern ihn mit Freuden sucht. Hier will einer Grenzen sprengen, auch im nicht übertragenen Sinn, wenn es nur um wenige Zentimeter geht wie etwa im Fall seines Totentanzes im Zürcher Grossmünster: Er blieb unvollendet, weil Naegeli sich nicht an die vorgegebenen Perimeter gehalten hat und die Sache vom Bauamt daraufhin wieder abgeblasen wurde.

Solche Episoden amüsieren ihn sichtlich. Vergnügt und spitzbübisch lacht sich Naegeli ins Fäustchen, wenn er von seinen Erlebnissen mit den Behörden und der Staatsmacht erzählt. «Ohne Widerstand, ohne Opposition wäre die Kunst belanglos», sagt er. Und: Sprayer:innen dürfen ruhig angeklagt werden, aber sie müssten anders beschuldigt werden. «Zum Beispiel: Bereicherung des öffentlichen Raums ist verboten. Oder: Kritik am Kapitalismus ist verboten.»

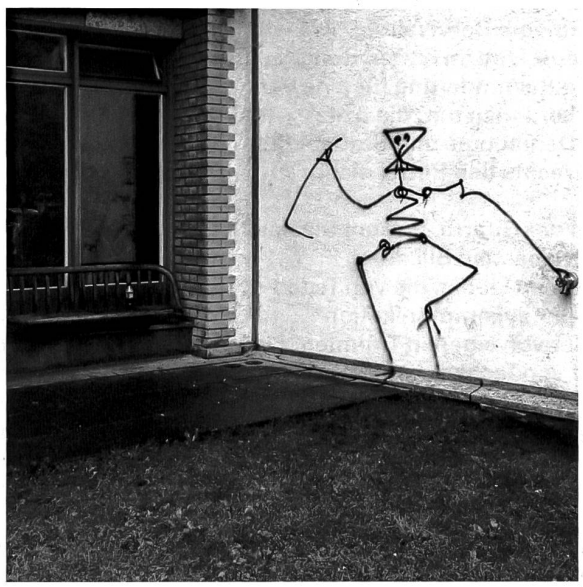
Geht es nach ihm, beschenkt er die Hausbesitzer:innen und -verwaltungen mit seinen Werken. Seine Graffiti versteht er als Kontrast zur urbanen Verödung und Vereinzelung. Es ist seine Revolte gegen die geleckte, rentable Stadt, aber auch gegen Umweltverschmutzung, Grosskonzerne, Massentierhaltung und «Steuereintreiber».

Ruhm dank der Staatsanwaltschaft

1979 wird der «Schmierfink» ertappt – Naegeli ist enttarnt. Seine Popularität wächst, viele sehen ihn als Symbol des Aufbruchs. In dieser Zeit brodelt es gewaltig in Zürich, doch Naegeli beteiligt sich nicht an den Protesten rund ums Opernhaus. Er macht weiter sein eigenes Ding – und weitet sein Revier aus, macht Abstecher nach Stuttgart, Berlin, Frankfurt, Köln und Düsseldorf.

Das Zürcher Obergericht verurteilt ihn schliesslich wegen «wiederholter und fortgesetzter Sachbeschädigung», das Bundesgericht bestätigt dieses Urteil. 1982 macht sich Naegeli aus dem Staub und wird international zur Fahndung ausgeschrieben – auch das für ihn ein grosses Amüsement und ein kleiner Sieg über die bürgerliche Borniertheit. Aber er weiss auch um die Bedeutung dieser Episode: Sie hat seinen Ruhm begründet. 1984 stellt er sich freiwillig und fährt unter grossem Getöse für sieben Monate ein.

Die Zwiste mit den Behörden, die Anekdoten aus dem Gefängnis, seine fabelhaften Zuschreibungen der gemeinen Wanze oder der innere Dialog mit Till Eulenspiegel: All das macht den Film durchaus unterhaltsam. Wirklich sehenswert machen ihn aber die nachdenklichen Zwischentöne, Naegelis Nachdenken über die Kunst, die Freiheit oder das Sterben – Sätze und Beobachtungen, die genau so scharf und präzis geschossen sind wie die Linien seiner Figuren.



Harald Naegeli – Der Sprayer von Zürich: bis 25. November im Kinok St.Gallen
Premiere in Anwesenheit der Regisseurin Nathalie David: 5. November, 18:30 Uhr

kinok.ch

Neues von Bill

Der St.Galler Troubadour Sebastian Bill hat wieder ein paar Songs veröffentlicht, diesmal als Geburtstagsgeschenk an sich selber. *Pauker* heisst das Mini-Album mit sieben Stücken. Der Name ist eine Reminiszenz an seinen Vater, Hans Peter Völkle, der lange Jahre Paukist beim St.Galler Sinfonieorchester war. Dem Vater gehe es gut, beschwichtigt Bill auf besorgte Nachfrage. Es war jenes uralte Foto, auf dem sein Vater und Klein-Sebastian auf die Pauke trommeln, das Bill zur Titelgebung bewog. Das Foto ziert jetzt auch das Cover des Digital-Albums.

Es sind nicht nur neue Stücke, die Bill präsentiert, sondern teils Ideen, die er schon länger mit sich rumträgt und die «jetzt auch mal raus wollten». Seit seinem Zweitling *Bill* von 2019 ist es bereits die vierte Veröffentlichung. Je zwei Alben für 2020 und 2021 sind es jetzt mit *Pauker*.

Die feinsinnigen bis witzigen Texte – nur selten blitzt auch etwas Wut auf – sind auch hier wieder in Mundart gehalten. Man ist geneigt, die ersten beiden Songs als persönliche Corona-Reflexionen zu verstehen. In *Zigarette und Cola* singt Bill: «D'Schwiz isch e Demokratie / alli misched mit und sich dri / leider au di tumme Lüt / und i schwör, die kenned nüt». Und bei *Überloh's eifach am Profi* legt schon der Titel diese Interpretation nahe. Doch obwohl ihn die in seinem Berufsumfeld als Pflegefachmann weit verbreitete Impfskepsis befremdet, handelt das Lied doch nur vom Berufsalltag, wie wir ihn alle kennen. Und im ersten Song schwingt die Bewunderung für jene Vernunftspolitiker:innen mit, die trotz der ganzen Demagogie und Statistikfälscherei von rechts den Bettel nicht hinwerfen.

Mal an der Gitarre, mal am Klavier tänzelt sich Sebastian Bill durch seine poetischen Lieder, die von Teddybären oder Handykommunikation handeln, oder von eigenen Träumen, die er sich nicht von Techkonzernen nehmen lässt. Lieder für einen unaufgeregt wohligen Küchentisch-November. (hrt)

Sebastian Bill: *Pauker* ist im Oktober erschienen, zu hören auf Bandcamp und Spotify

Bullaugenkonzert #98 mit Sebastian Bill & Simon Hotz: 3. November, 20:30 Uhr, Grabenhalle St.Gallen

Das Würgen

Die St.Galler Autorin Brigitte Schmid-Gugler erzählt vom Kindsein in der ländlich engen Schweiz der 60er-Jahre. *Am Hummelwald* schafft in knappen Szenen ein beklemmende Stimmung. Von Peter Surber

Brigitte Schmid-Gugler (Bild: pd)

«Paarweise gehen die Kinder von der *Königin*-Kirche zurück zur Schule. Das Mäseli geht neben DEM KIND. Es sagt leise, die Hostie klebe ihm am Gaumen. Wer aus der Reihe tanzt, bekommt gleich eine Kopfnuss, sonst später im Klassenzimmer. Manche müssen zur Strafe in der Wohnung der *Schwestern* die Böden polieren. Mit um die Füsse festgezurrten Wolllappen.»

Es ist eine enge Welt, in der DAS KIND (im Buch durchwegs gross geschrieben) aufwächst: Eine lieblose Mutter, die für das Kind nur Zurechtweisungen übrig hat und Strafen, wenn es ihr wieder einmal «zu Leide werkt». Eine omnipräsente, züchtigende, alleinseligmachende Kirche. Eine Schule, die mit Strafaufgaben und Kopfnüssen erzieht. Ein Bäckeronkel mit grauem Gesicht und eingetrocknetem Speichel in den Mundwinkeln, der das Mädchen betatscht und es zum Würgen bringt. Das Würgen kommt auch bei den feuchten Fingern von Herrn Hochwürden oder wenn es die Milch mit Haut trinken muss oder wenn es an die Läuse in den Haaren der armen Klara denkt, die in der Schüür unten wohnt.

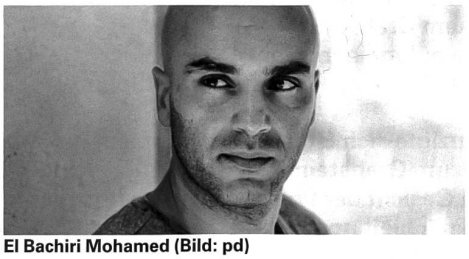
Brigitte Schmid-Gugler entwirft in *Am Hummelwald* in knappen Szenen, aus der Sicht des Kindes erzählt, eine Jugend auf dem Land in den miefigen circa Sechzigerjahren, in einem Dorf, wo man mit den Reformierten nichts zu tun haben will, wo der neue Staudamm «Teufelswerk» ist, wo der Onkel, dieser «Vagant», der Magd ein Kind macht und von Hochwürden die Absolution bekommt. Und wo das Kind seine Einfälle und Träume für sich behalten muss. Bloss mit Mäseli vom Bauernhof nebenan, mit dem gehörlosen Knecht Titus und der freundlichen Grossmutter gibt es eine Art Nähe. Und mit den Märchenfiguren aus dem Thujabaum, die ihm vom geheimnisvollen Chamsin erzählen.

Der Thuja muss dann irgendwann einer Überbauung weichen. Im Dorf gibt es jetzt «Verschleierte», denen der Zugang zum Spielplatz untersagt ist, die Bäckerei und die Käserei verschwinden, man lernt Wörter wie «Patchworkfamilie», das Mäseli ist schon dreifache Mutter und das Kind kein Kind mehr. Brigitte Schmid, mit Jahrgang 1956 im fribourgischen Senseland aufgewachsen, lässt ihre Hauptfigur Schritt um Schritt erwachsen werden – und skizziert zugleich die Veränderungen im Land, die Zersiedelung, aber auch das Aufbrechen der verkrusteten Moralvorstellungen und der Bigotterie der Kirche.

Das Würgen ist am Ende des schmalen Bands nicht mehr nötig, aber zwischen dem Kind und der Mutter bleibt bis zum Schluss eine Wand des Schweigens.

Brigitte Schmid-Gugler: *Am Hummelwald. Miniaturen einer Kindheit auf dem Land*, orte Verlag Schwellbrunn 2021, Fr. 28.90.
Buchpremiere: 18. November, 19.30 Uhr, Bibliothek der Universität St.Gallen

Appell für Menschlichkeit



El Bachiri Mohamed (Bild: pd)

Im Widmungsexemplar für Theatermann Pierre Massaux steht handschriftlich: «L'art et l'amour nous sauvera!» Gezeichnet: El Bachiri Mohamed. 2017 hat El Bachiri, Belgier mit marokkanischen Wurzeln, das Buch *Mein Dschihad der Liebe* herausgebracht und damit europaweit Aufsehen erregt. Ein knappes Jahr zuvor, am 22. März 2016 war Bachiris Frau Loubna Lafquiri bei dem islamistischen Anschlag in der Brüsseler Metrostation Maelbeek ums Leben gekommen. In seinem Buch schildert der Autor, wie er und die Söhne den Verlust verarbeiten, und ruft zu Menschlichkeit unabhängig von Religion oder Nationalität auf. Neben weiteren Preisen wurde er 2019 mit dem Konstanzer Konzilspreis geehrt.

Pierre Massaux, Belgier wie El Bachiri und seit vielen Jahren in der Ostschweiz lebend, entwickelt aus dem Text sein neues Theaterstück, das im November im St.Galler Theater 111 Premiere hat. Er fügt dazu Passagen aus dem Gastmahl des antiken Philosophen Platon. In beiden Teilen der Produktion, schreibt Massaux, sollen die Frauen das zentrale Wort haben – hier Diotima, dort Loubna Lafquiri. Platonische Philosophie und Terror-Aktualität verbinden sich.

Mit seinem Théâtre du Sacré packt Massaux mit Vorliebe brennende Themen an. Guantanamo, der Holocaust, die Flüchtlingskrise, die atomare Bedrohung oder zuletzt die Pandemie waren schon Themen seiner Bühnenstücke, die er mit Laien und Profis erarbeitet. Zur Premiere vom 11. November ist Autor Mohamed El Bachiri angekündigt. (Su.)

Mein Dschihad der Liebe, ab 11. November,
Theater 111 St.Gallen
theatresacre.org

Vier Tage Primetime

Zeitgenössische Filme für eine zeitgenössische Demokratie: die 13. Ausgabe des lateinamerikanischen Filmfestivals Patalla Latina. Von Corinne Riedener

Szene aus *Zahorí* (Bild: pd)

Der trübe November ist ja wie für Plüschsessel gemacht. Draussen garstet das Wetter, drinnen kann man im zeitgenössischen lateinamerikanischen Film versinken, wenn zum 13. Mal das Pantalla Latina-Festival stattfindet. Dieses Jahr werden im Scala 13 Filme und 16 Kurzfilme aus insgesamt 12 Ländern gezeigt. Zu Ehren des 50-jährigen Frauenstimm- und Wahlrechts in der Schweiz leuchtet die ganze Pantalla Latina-Welt für einmal lila, nicht nur im Logo, auch Filme und Rahmenprogramm nehmen das Thema auf und spielen es weiter.

Gestartet wird am Donnerstagabend mit einem ersten Kurzfilmblock, die Blöcke zwei und drei werden am Freitag und am Samstag gezeigt. Zur Primetime läuft das Drama *Zahorí*. Es handelt von der 13-jährigen Mora, die «Gaucha» werden will, Autoritäten radikal infrage stellt und schliesslich weit ins leere Land wandert, um ihrem Freund Nazareno bei der Pferdesuche zu helfen. Regisseurin Marí Alessandrini ist zu Gast im Scala.

Filmgespräche gibt es wie gewohnt an allen vier Tagen. Am Freitag spricht Iván Cáceres, der die Hauptrolle in *Mis Hermanos sueñan despiertos* spielt, nach der Vorführung über das Drama, das die Geschichte zweier Brüder erzählt, die im Jugendgefängnis sitzen und vom Ausbruch träumen. Gleich im Anschluss feiert *Invasion Drag* die Schweizer Premiere. Der Dokfilm zeichnet nach, wie 32 Dragqueens aus der Realityshow «RuPaul's Drag Race» Lima auf den Kopf stellen und die dortige LGBT+-Community stärken. Wer die Show kennt, weiss: Das dürfte ziemlich unterhaltsam werden.

pantallalatina.ch

Ob Thriller, Drama oder Dokfilm – der Samstag gehört den Frauen, auch hinter der Kamera. *Nuestra Libertad* etwa zeigt den Kampf von Theodora Vásquez gegen das misogyne Justizsystem von El Salvador. Sie wurde wegen Mordes verurteilt, weil sie eine Fehlgeburt erlitt – und damit ist sie nicht die einzige. Oder *Las Siamesas*: In diesem Drama geht es um eine schwierige Mutter-Tochter-Beziehung, die wegen – oder dank? – einer Erbschaft auf die Probe gestellt wird.

Am Sonntag schliesslich wird vom Publikum der beste Kurzfilm gekürt. Ausserdem läuft unter anderem *¿Qué les Pasó a las Abejas?*, ein Dokfilm über das Bienensterben im mexikanischen Bundesstaat Campeche, wo sich die indigenen Imker:innen zusammentun und gegen Monsanto stellen. Den Abschluss des Festivals macht das Drama *Amparo*, benannt nach seiner Protagonistin, die in Kolumbiens Guerilla-Gebieten nach ihrem Sohn sucht und es dabei mit Gewalt, Korruption und Machismus aufnehmen muss.

Passend zum Frauenstimm- und Wahlrecht finden auch abseits des Kinosaals – nebst Latin-Party, Familien-Yoga oder Kaffeereferat – zwei Veranstaltungen statt: Am Freitag in der Kunst Halle Sankt Gallen ein Netzwerktreffen zum Thema «Frauen, Migration und politische Partizipation». Es beleuchtet einen weiteren blinden Fleck unserer Demokratie: das fehlende Stimmrecht für Ausländer:innen. Und am Samstag wird im Palace über den «Platz der Frauen im lateinamerikanischen Kino» diskutiert, zu Gast sind die Professorinnen Marta Álvarez und Yvette Sanchez.

Pantalla Latina: 25. bis 28. November,
Kino Scala St.Gallen

Freddie auf dem Rennvelo

Das Secondhand Orchestra: Roman Riklin, Adrian Stern, Frölein Da Capo, Daniel Schaub.

Für ihn ist klar: «Das ist ein Coming-Out-Song. Und zwar der grösste aller Zeiten.» Roman Riklin spricht vom Queen-Klassiker *Bohemian Rhapsody.* Dem Inhalt, wie er ihn versteht, ist er auf die Spur gekommen, als er den Text ins Schweizerdeutsche übersetzt hat. Queen-Sänger Freddie Mercury habe darin, wenn auch verklausuliert, seine lange verheimlichte Homosexualität und den Kampf gegen seine schwulenfeindliche Umgebung thematisiert.

Die *Bohemian Rhapsody* fängt jetzt so an: «Isch da do d'Würklichkeit? Isch da bloss Fantasie?». Und sie beschliesst die zweistündige Mundartshow, die Riklin und sein Secondhand Orchestra Freddie Mercury widmen, punktgenau 30 Jahre nach dem Aids-Tod des Sängers im November 1991. Riklin hat die Songtexte übersetzt und arrangiert und bringt sie mit bewährten Mitstreiter:innen auf die Bühne: Daniel Schaub, Adrian Stern und Irene Brügger aka Frölein Da Capo.

Riklin hat Erfahrung mit Umtextungen: 2017 hat der St.Galler Musiker und Komponist in *SGT. Pepper* bereits Beatles-Klassiker ins Schweizerdeutsche transportiert. Jetzt kommt zum Beispiel der Queen-Hit *Bicycle Race* so selbstverständlich als *Rennvelo* daher, als hätte er schon immer so geheissen.

Freddie sei zwar unerreichbar, relativiert Schaub in einem SRF-Vorbericht – aber ihre Fassung könne neue Perspektiven auf die Musik und neue Zugänge zu den Texten eröffnen. Ergänzend zu den Queen-Originalen haben die vier Musiker Hommage-Songs an Freddie geschrieben. Und den zeitgeschichtlichen Hintergrund liefert Radio-Altmeister Francois Mürner per Video. Mürner war damals in London und gehörte zu den ersten, die die *Bohemian Rapsody* als «Meisterwerk», wie er sagt, erkannten und sendeten – trotz der legendären, radiofeindlichen Länge des Stücks.

Queen auf Mundart? Zur Premiere im Oktober am Zürcher Hechtplatztheater kommentierte der SRF-Kulturplatz: «Was sich wie ein Sakrileg anhört, entpuppt sich im Theater als stimmiges Experiment.» Und in einem Radiobeitrag hiess es überschwänglich: «Der Abend geht durch die Decke.»

Nach dem Start im Zürcher Hechtplatz tourt die Produktion mit rund 50 Vorstellungen in der Deutschschweiz. «St.Gallen müssen wir mangels geeignetem Raum leider auslassen», teilt Riklin mit. Je vier Vorstellungen sind jedoch im November in Arbon und Winterthur terminiert. (Su.)

Freddie – die Mundartshow: 12., 13., 19. und 20. November im Presswerk Arbon, 24. bis 27. November im Casinotheater Winterthur
secondhandorchestra.ch

Immer kurz innehalten II

16. November 2020

Auf dem Weg fiel mir ein Mann auf
Er kam auf einem E-Scooter angefahren
& hielt an vor einem Grab, das
Ich stets passiere auf meinem Gang
Über den Friedhof Richtung Krematorium & Sphinxe

Der Mann bekreuzigte sich & hielt einen Moment inne
Dann trat er vor zum Grabstein & küsste
Das eingravierte Gesicht der Verstorbenen, trat zurück
Hinter die Blumen & hielt noch einmal einen Moment inne
Schliesslich fuhr er davon

Ich begegnete ihm an diesem Tag
Noch zwei, drei Mal in den Friedhofsalleen
Er fuhr sie mit seinem E-Scooter ab
Wie ich sie abwanderte
Blätter & Kieselsteine abwechselnd unter meinen Sohlen –

Dem Mann begegnete ich seit dann nicht wieder
& doch braucht dies nichts zu heissen:

Die Flüchtigkeit seiner Geste
Lässt darauf schliessen
Dass er öfters da sein muss, als ich flaniere

In der Flüchtigkeit seiner Geste lag eine Vertrautheit
Die nur denjenigen eigen ist
Die einen Alltag miteinander teilen

Claire Plassard

Auf dem Ostfriedhof

St.Gallen, 30. November 2020

Ein-, zweimal im Jahr zieht es mich dorthin
Wo die Urnen mit der Asche meiner Eltern
Beim Weiher auf dem Ostfriedhof
In der Erde ruhen

Seit Jahrzehnten

Die Schriftzeichen
Auf dem flachen Granitblock
Sind fast erloschen

Fehlt es den Toten an nichts?

Florian Vetsch

Claire Plassard und Florian Vetsch schreiben im Pingpong Lyrik – hier zwei novembrige Texte.

Sie sind das Fundament und die Vorratskammern des Kulturbetriebs: die Kulturkeller landauf landab. Kellerbühne, Kellertheater, Baronenkeller, Pfalzkeller, Keller zur Rose, das Museumsgewölbe in Ittingen, der Comedia-Keller, die Rock- und Jazzkeller allenthalben … Unten kulturt es sich offenbar besonders gut und nachhaltig. Einer der Keller steigt jetzt aber auf: Das Diogenes in Altstätten verlässt sein «Fass», es zügelt nach über fünfzig Jahren an der Kugelgasse ins umgebaute Museum Prestegg mitten im historischen Stadtkern. Am 26. November feiert das Theater unter der Co-Leitung von MICHEL und HEIDI BAWIDAMANN den Neustart im modernen Theatersaal.

Unten schlummert die Geschichte. Bis jemand sie wachküsst. Der St.Galler Stadtarchivar THOMAS RYSER hat über Jahre rund 5000 historische Aufnahmen der Stadt digitalisiert und aus den Archivkellern ans Tageslicht gebracht. Die Auswahl aus dem riesigen Fundus des Fotofachgeschäfts Gross zeigt Szenen aus dem Stadtleben vom beginnenden 20. Jahrhundert bis zum Jahr 2010. Einblick in die «Kelterung» des visuellen Stadtgedächtnis gibt ein kurzer Film: youtube.com/watch?v=WoU-oJqUmA8&t=54s.

Nicht Fülle, sondern Leere hat sich das St.Galler Museum of Emptiness (MoE) zur Aufgabe gemacht. Und dies auch nicht in dunklen Kellern, sondern ebenerdig im luftig-leeren Raum an der St.Galler Haldenstrasse. Gerade wird dort ein neues Veranstaltungsformat erprobt: «Text in Act». MoE-Initiantin GILGI GUGGENHEIM hat für den ersten Abend am 30. Oktober die Schauspieler:innen ANJA TOBLER und MATTHIAS ALBOLD und die Autor:innen REBECCA C. SCHNYDER und MATTHIAS BERGER eingeladen. Die vier lassen sich laut Ankündigung «live auf die Leere ein – eine dynamische Wechselwirkung ohne abgesprochene Themen und frei von szenischen Vorgaben».

Gleich an zwei wichtigen Kulturhäusern der Stadt kommt es zu Wechseln in der Leitung. Am Textilmuseum St.Gallen ist die neue Chefin gewählt: MANDANA ROOZPEIKAR. Die 43jährige Ethnologin hat bisher, bloss ein paar Steinwürfe entfernt, Ausstellungsbetrieb und Vermittlung des Weltkulturerbes Stiftsbezirk St.Gallen geleitet. Zuvor war sie am Weltmuseum Wien tätig. Sie löst ab 1. März den interimistischen Direktor STEFAN ASCHWANDEN ab. Neue Ziele setzt sich auch die Leiterin der Lokremise St.Gallen: MIRJAM HADORN wechselt nach fünf Jahren in die Privatwirtschaft. Bis zum 9. November läuft die Bewerbungsfrist für die anforderungsreiche Stelle: Die Lok hat zwar keinen Keller, aber dafür ebenerdig umso mehr Schnitt- und manchmal auch Konfliktstellen.

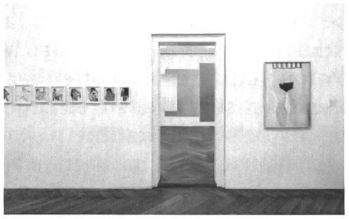
A propos Kulturzentrum: Ein neues, hochgelobtes ist gerade eingeweiht worden – allerdings nicht in St.Gallen, sondern in Aarau. Dort ist mit einem rauschenden Fest die umgebaute Alte Reithalle eröffnet worden, ein Haus für Theater, Musik und vieles mehr, von dem die Ostschweiz nur träumen kann. Den Wettbewerb gewonnen und und den Umbau verantwortet hat das St.Galler Büro Barao-Hutter mit PETER HUTTER und IVO BARÃO.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Berieseln in Basel
Das Literaturfestival Buch Basel widmet sich dem «Nature Writing», dem Schreiben über die Natur, wie beispielsweise im Flussporträt «Der Rhein» von Hans Jürgen Balmes. Zudem sind starke Autorinnen zu Gast, neue Erkenntnisse zu Patricia Highsmith und Hannah Arendt werden dargelegt, und die Nominierten des Schweizer Buchpreises stellen sich vor. Staffellesungen, Lyrik-Talks, Spoken Word und Leseperformances runden das Programm ab.

Literaturfestival Buch Basel
4. bis 7. November, diverse Orte in Basel
buchbasel.ch



BKA
BERNER KULTURAGENDA

Linsen in Langenthal
Das erste Bild in «The Thinking Body» zeigt eine Figur von der Hüfte an abwärts: Schamhaar vor gekrümmten Beinen. Die Ausstellung widmet sich einer kosmopolitischen Künstlerin, die zu Lebzeiten ihre Werke kaum öffentlich präsentierte: Cathy Josefowitz. Die Zeichnungen der Malerin und Tänzerin drehen sich um Körper in Bewegung, Andersheit und Identität. Im Kunsthaus Langenthal werden sie mit ihren choreografischen Arbeiten ausgestellt.

Cathy Josefowitz: The Thinking Body
bis 14. November, Kunsthaus Langenthal
kunsthauslangenthal.ch

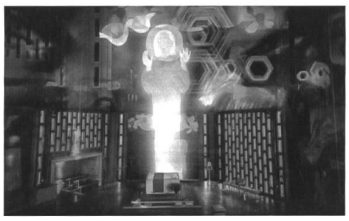
KuL

Verschwören in Vaduz
Die Liechtensteiner Schauspieler Katja Langenbahn und Andy Konrad verwirklichen mit «Die schottische Lady» ein modernes und heiteres Geisterdrama frei nach Shakespeares «Macbeth». Das Besondere am von Irene Pernsteinger geschriebenen Stück ist, dass die Geschichte aus der Sicht der Lady Macbeth erzählt wird und der Frage nachgeht, wie sie zu der Frau wurde, die sie war.

Die schottische Lady
24. (Premiere), 26., 27. und 28. November, Schlösslekeller Vaduz
schloesslekeller.li

041
www.null41.ch

Lauschen in Luzern
Die Hilfsorganisation «Education for Integration» hat mit ihrer stadtbekannten Konzert- und Partyreihe «BongDaCity» ein neues Projekt ins Leben gerufen. Mit dem Crowdfunding unterstützen sie Menschen in Afghanistan bei der Besorgung von Grundnahrungsmitteln. Die Einnahmen aus Eintritten und Kollekte für das Konzert von «Call Me Clark» und «Mama Jefferson» im Neubad Luzern werden vollumfänglich dem Crowdfunding-Projekt gespendet.
Bong da Neubad for Refugees, 20. November, Neubad Luzern
neubad.org, educationforintegration.ch
wemakeit.com/projects/donation-for-afghanistan



ZugKultur

Ordnungswüten in Oberwil
Wo er malte, löste er Streit aus: Die Fresken von Ferdinand Gehr (1896–1996) wurden zerstört, verhüllt und als «Kasperlitheater» beschimpft. In der Kirche Bruder Klaus in Oberwil gibts den Bilderstreit nun in frischer Form zu erleben. Die Inszenierung der IG Kulturspot zeigt, wie man damals über Werte und Formen der Modernität stritt. Wie gehen wir als Gesellschaft mit Neuem und Veränderung um? Geben wir uns aufs Dach? Finden wir neue Wege? Die Fragen kommen uns bestimmt bekannt vor.
Verhüllt
11. (Premiere), 12., 13. und 14. November, Röm.-kath. Kirche Bruder Klaus, Oberwil b. Zug, verhuellt.ch

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Baden in Baden
Über Jahre hinweg besuchte Hermann Hesse die heilenden Bäder von Baden – seine Eindrücke verarbeitete der Schriftsteller in seinem wohl persönlichsten Werk «Kurgast». Anlässlich der Wieder- und Neueröffnungen im Bäderquartier gibt es im November an drei Abenden das Stück im Kurtheater Baden zu sehen. Als Grundlage für die Eigenproduktion mit Andreas Strom diente die Theaterfassung der Badenerin Johanna Böckli.

Kurgast
10.,12. und 13. November, 20 Uhr, Kurtheater Baden
kurtheater.ch

Coucou

No-Waven in Winti
Angelehnt ans New Yorker «Noise Fest» 1981 gibt es nun ein solches an drei Orten in Winterthur, organisiert von Marc Bouffé, Sänger und Gitarrist der Winterthurer Band Hathors, die im deutschsprachigen Raum als eine der spannendsten Bands im Bereich Alternative- und Noise-Rock gilt. Eingeladen hat er Wegbegleiter:innen von gemeinsamen Touren und Studioaufenthalten, darunter auch die Winterthurer The Shattered Mind Machine und Rue des Cascades.

Noise Fest
4. bis 6. November, Oxyd, Gaswerk und Salzhaus, Winterthur
noisefest.hathors.info

kolt

Ohrenspitzen in Olten
Die Kabarett-Tage sind nach den turbulenten letzten Monaten aus dem Rhythmus geraten. Die gute Nachricht: Sie finden dieses Jahr statt; nur nicht wie üblich im Mai, aber im November und im Dezember mit einem reduzierten, aber gut besetzten Programm. Wir picken das Duo Laurin Buser & Fatima Moumouni raus: Was braucht ein guter Text? Die beiden machen sich bei ihrer Wort-Akrobatik auf die Suche nach dem geschliffenen Satz und dem richtigen Wort am richtigen Ort.

Kabarett-Tage Olten
1. November bis 16. Dezember, diverse Spielorte in Olten
kabarett.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org